[illegible]

Heiteres und Weiteres

Von **Ernst von Wolzogen** erschien im gleichen Verlage:

Erlebtes, Erlauschtes, Erlogenes. Novellen.

Die rote Franz. Roman. Neue Ausgabe.

Das gute Krokodil und andere Geschichten aus Italien.

Das Lumpengesindel. Eine Tragikomödie.

Die Entgleisten. Eine Katastrophe in sieben Tagen nebst einem Vorabend.

Fahnenflucht. Novelle.

Linksum kehrt schwenkt — Trab! Ein ernstes Mahnwort an die herrschenden Klassen und den deutschen Adel insbesondere.

Daniela Weert. Schauspiel.

Ecce ego — **Erst komme ich.** Roman.

Heiteres und Weiteres

Kleine Geschichten

von

Ernst von Wolzogen

Zweite Auflage

Berlin W
F. Fontane & Co.
1896

— 1880 —

Christel und Wigel.

Eine Geschichte aus dem siebzehnten Jahrhundert.

„Spiele noch etwas, Christel!"

„Willt du eine Tanzweis'?"

„Nein, laß es fein sänftiglich gehen. Wie gestern, weißt du?" Und das Mädchen summte eine alte, schwermütige Melodie.

Das flachshaarige Bürschchen sann eine Weile nach; dann setzte es sich an das Klavier und seine Kinderhände rührten leicht die vergilbten Tasten. Spitze, dünne Töne klangen von den alten Saiten, aber klare, weiche Harmonien deckten sie wie mit einem Schleier zu, welcher das Unzulängliche den Ohren verhüllte und die eckigen Teilchen zu einem runden Ganzen verschwimmen machte. Es war die Melodie, welche das Mädchen angedeutet hatte, und sie spann sich immer weiter aus, leise sich wiegend wie ein Schlummerlied, so kindlich ahnungsreich, so traumbeglückt, so innig sehnsuchtsvoll!

Das Mädchen stützte die Ellbogen auf den Deckel des Klaviers und legte das runde Kinn in die hohlen Hände. Ernst und bewundernd blickten ihre großen, tiefblauen Augen auf den Musikanten hinunter. Um die blonden Köpfe der Kinder spielten die Strahlen der sinkenden Sonne, die sich durch die Butzen=

scheiben der Fensterlein und das dichte Geranke des wilden Weines, welches sie umhing, kaum hindurchzustehlen vermochten. Blasser und länger tanzten die Schatten des Weinlaubes auf den Wänden des Erkerzimmers hin und her, tiefer und tiefer sank die Sonne, leiser und leiser klang es dadrinn von den Saiten, dann starben die Töne und die Sonne schwand. Heimliche Dämmerung huschte aus allen Winkeln des niederen Gemaches hervor und machte sich behaglich breit.

Da legte das Mädchen die linke Hand leicht auf Christels Haar und flüsterte: „Wo hast du das her?"

„Das kommt so," sagte das Kind einfach. „Hörst du es gern, Wigel?"

Und Wigel nahm die Hände des Knaben in die ihren und streichelte sie zärtlich und sagte dazu immerfort so aus dem Herzen heraus, so mütterlich froh und staunend befangen zugleich:

„Du lieber, lieber Junge! Du lieber, lieber Junge!"

Die Mutter trat mit Licht herein und der Vater, der wackere Kantor Aloysius Weber, folgte ihr auf dem Fuße. Sie hatten die Stunde der Dämmerung benutzt, um einmal beim Nachbar vorzusprechen.

Christel und Wigel hielten sich noch an der Hand gefaßt und wandten vom Licht geblendet die Augen zur Seite.

„Wie ein ertapptes Brautpaar," sagte der Vater, „wenn es ein heimlich Gethu und Getandel gegeben hat."

„Schäm' dich, Weber, wer wird den Kindern so Dinge in Kopf setzen," flüsterte die Kantorin lächelnd ihrem Gatten zu. Und laut fuhr sie fort, zu Wigel gewendet: „Ei, Jüngferlein, hat Sie sich wieder mit unserm Musikus verschwätzet? Was sollen gestrenge Hochwürden, der Herr Vater davon denken? Ei, feder' dich, lauf' und spring', Dirnchen. Die Pastorsmagd steht wohl noch draußen am Brunnen im Diskurs mit dem

andern Weibsvolk. Mach' dich an sie, daß du noch beizeiten heimkommst."

Da gab Wigel jedem eine tüchtige gute Hand und empfahl sich. In der Thüre wandte sie sich noch einmal um und rief Christel zu: „Du, morgen komme ich wieder!" Und sie schlüpfte die Treppe hinunter.

Die Kantorsleute traten zum Fenster und sahen ihr wohlgefällig nach. Hedwig Choinanus (die Abkürzung Wigel hatte Christel erfunden) war ein frisches, strackes Mädchen von vierzehn Jahren, des Hauptpastors Tochter. So eins von den Jüngferlein, denen man schon gut ist, wenn man sie nur von weitem sieht; die immer so einen wohlgebornen Eindruck machen, auch wenn sie gar bescheidene, alte Fähnchen um sich hängen haben; die einen so flotten, straffen Schritt, so fleischige Fingerchen, so rosige Wangen und so große ernste Augen haben.

„Ein liebes, junges Blut," sagte die Weberin.

„Muß eine artige Hausfrau werden," fügte der Kantor hinzu.

Sie sahen ihr nach, bis sie mit der Magd, die sie wirklich noch am Brunnen gefunden hatte, um die Straßenecke verschwunden war.

Christel zupfte seinen Vater am Rock. „Vater," sagte er, „weißt du, woher das kommt, daß ich so aus dem Kopfe spielen kann, was mich niemand gelehrt hat? Wigel wollte es wissen."

Aloysius Weber setzte sich in seinen Sorgenstuhl und hob den Knaben auf sein Knie. „Das ist eine Gabe, Kind, die kommt von Gott. Dafür bist du ihm alle Tage Dank schuldig."

„So führt mir Gott die Finger, wenn ich sie auf die Tasten lege?"

„Ja, gewiß. Wenn du nicht denkst, was du spielen willst und wie die Töne zusammengehören, wenn zugleich in dir eine

Melodie summt und die Finger sie auf den Tasten finden, das ist die Gabe."

„Dann ist es ja gottlos, nach Noten zu spielen," warf Christel nach einer kleinen Weile des Bedenkens hin und sah dabei dem Vater erwartend in die Augen.

„Ach, Christel, es giebt schon so viel gottloses Volk auf der Welt. Mache du nicht die armen Notenwürger auch noch samt und sonders dazu. Sieh', was da in Noten geschrieben steht, das hat doch auch einmal Gott dem Schreiber eingegeben, und wer es nun nachspielt, der empfängt die Gabe aus zweiter Hand, wie das Wort Gottes in der Kirche vom Herrn Pastor."

„O, Vater, ist das schön!" rief Christel und schmiegte sich zärtlich an ihn. „Wenn ich aufschreibe, was mir so in die Finger kommt, so habe ich Gottes Stimme festgehalten, nicht wahr?"

„Was das Kind für Gedanken hat," sagte die Mutter, nahm Christel in die Arme und küßte ihn. „Aber es ist die höchste Zeit für so kleine achtjährige Buben, ins Bett zu gehen. Wünsche dem Vater eine gute Nacht."

Im Bett nahm sich Christel vor, wenn er das nächste Mal am Klavier phantasiere, wollte er genau achtgeben, wann der liebe Gott komme, ihm die Finger zu lenken. Er dachte nicht daran, daß so etwas kommt wie der Schlaf. Man mag aufpassen so sehr man will, er ist plötzlich da und man weiß nachher doch nicht, wie und wann er gekommen ist. Die Sache ging ihm im Kopf herum. Er sah hunderttausend oder noch mehr Leute, alte und junge, am Klavier sitzen und zugleich spielen, die hatten alle die Gabe. Und oben, mitten im Himmel, sah er etwas Großes, Wolkiges: das mußte der liebe Gott sein. Der paßte auf alle die zweimalhunderttausend und mehr Hände auf und lenkte alle die zehnmalhunderttausend und mehr Finger. Wie er das wohl machte! Und dabei hat er noch so

gar viel andres zu thun! Schlachten und Sterne zu lenken, Wind und Wetter zu machen, Gebete zu hören, leben und sterben zu lassen und alle Haare auf allen Häuptern zu zählen. Es muß sehr schwer sein, lieber Gott zu sein, dachte Christel. Es wurde ihm ganz wirr im Kopf, er konnte nicht weiter denken und schlief deshalb ein. Im Traum aber kam das Große, Wolkige immer näher gegen ihn herangeweht, wälzte sich lautlos, schrecklich durch den unendlichen Luftraum und drohte ihn zu erdrücken. Sein Herz klopfte laut, er wollte schreien und konnte nicht. Da that er einen tiefen, tiefen Fall — Plump! Da lag er und hatte sich doch nicht weh gethan. Und das Große, Wolkige war oben geblieben. Er war darunter weggefallen. Mit dieser glücklichen Empfindung sank er wieder in bewußtlosen Schlaf zurück.

Als er am nächsten Morgen sein Gebet hersagte, mußte er bei dem Worte Gott wieder an den ängstlichen Traum denken. Jenes unbestimmte große Etwas machte ihn noch in der Erinnerung zittern. Er hatte immer auf ein Großes gehofft, das ihm von oben kommen sollte, denn der Vater hatte ihm einmal am Klavier die Hand auf den Kopf gelegt und zur Mutter gesagt: „Gieb acht, das Große wird kommen!“ Und wenn er es nun mit seiner Kindersehnsucht herunterzöge und es erdrückte ihn? Da wäre es doch besser, darunter wegzufallen, dachte er.

Ja, Christel war ein nachdenkliches Kind!

Den Vormittag mußte er auf der Schulbank absitzen. Das verdroß ihn sehr, obschon er weiter war als alle Buben seines Alters und ihm das Lernen gar leicht ward. Aber eben darum hatten die andern Jungen argen Haß und Neid auf ihn, die Dümmsten am meisten. „Ja, das Kantorchristel freilich, ja, das ist mir eine Kunst!“ Sie neckten ihn und thaten ihm Schabernack an, wo sie konnten. Deshalb ließ Christel die Buben laufen und hielt sich zu den Mädchen, die ihn wohl

leiden mochten! Vielleicht auch zog es ihn zu dem kleinen Frauenvolke, weil er schon ein ganzer Musikus war; denn so eine klingende Seele muß immer etwas Weibliches um sich haben, wenn ihr die Saiten nicht rosten sollen. Am liebsten war er aber doch allein an seinem Klavier oder mit der Geige unterm Kinn.

Nachmittags kam Pastors Wigel wieder herüber zu Christel und holte ihn zum Spaziergang ab.

„Geht mir aber nicht zu weit!“ rief ihnen die Kantorin nach.

Nicht zu weit! Kann man denn weit genug gehen, wenn die Sonne so golden strahlt und die Bäume so schattig grünen, wenn das Herz so jung und das Leben so neu ist? Geht, Kinder, bis an das Ende der Welt und haltet euch an der Hand und habet euch lieb! Und seid ihr am Ende, wo euch der Abgrund entgegengähnt, so thut einen Sprung und fallt, wie Christel im Traum, unter dem Großen weg, das sich gegen euch heranwälzt und die schöne Sonne verdeckt. Dann seid ihr glücklich gewesen!

Sie gingen zum Stadtthor hinaus, immer den grünen Bach entlang, in den Wald hinein. Sie sprachen nichts, sie hörten auf das Geschwätz der Vögel, auf das heimliche Getuschel in den leise bewegten Wipfeln, auf das wichtige Gemurmel des Baches. Erdbeeren, schön reif und rot, lugten da in Menge aus dem Grase hervor. Und die Kinder duckten sich nieder und pflückten sie. Sie thaten die Stiele in den Mund und bissen sich gegenseitig die Beeren von den Lippen ab.

Wie sie weiter gingen, kamen sie an eine Stelle, wo der Bach breiter wurde und schäumend um ein kleines Eiland herumfloß, auf welchem ein dichtes Gebüsch von Haselsträuchern aus dem weichsten Moosteppich hervorwuchs.

„Da müssen wir hinüber,“ rief Christel aus. „Da wollen wir uns ein Nest bauen und Fink und Finkin spielen.“

„Wenns nur nicht zu tief ist,“ sagte Wigel.

„Ach was, man sieht ja alle Steine. Eia, wer zuerst Schuh und Strümpfe aus hat!“

Sie setzten sich ins Gras und zogen lachend Schuhe und Strümpfe aus. Die nahmen sie dann unter den Arm und tappten so, Christel voran, vorsichtig ins kühle, klare Wasser hinein. Sie waren fast hinüber, als Wigel auf einen wackligen Stein trat und dadurch ins Schwanken kam. Sie stieß einen kleinen Schrei aus und ließ Schuhe und Strümpfe ins Wasser fallen. Und Christel weidete sich an ihrer Angst, wie sie so mit aufgerafftem Kleide und weinerlichem Angesicht im Strudel stand. Er ließ sie erst ganz böse werden, ehe er den flüchtigen Schwimmern nachsprang.

Dann kletterten sie den etwas steilen, aber nicht hohen Rand der Insel hinauf. Sie fühlten sich stolz wie Könige in ihrem kleinen Reiche. Sie hängten die nassen Strümpfe an einen vorstehenden Zweig des Haselstrauches und legten die Schuhe in die Sonne. Dann setzten sie sich auf ihrer Landesgrenze nieder, baumelten mit den Füßen und ließen das Wasser über die Zehen laufen. Es war so schön, daß man gar nichts weiter brauchte, um glücklich zu sein. Das waren sie auch von Herzen!

„Schau die beiden,“ sagte Christel und wies auf Wigels nasse Strümpfe, die der Luftzug sachte hin und her bewegte. „Wie sie tänzeln und scharwenzeln. Da, jetzt rennen sie gar mit den Köpfen zusammen, sie verschlingen sich, hui, da fahren sie wieder auseinander, als hätten sie Lust davonzufliegen!“

„Wie ein Liebespaar,“ sagte Wigel und Christel lachte aus vollem Halse darüber. Dann warf er sich in das Moos zurück, legte die Hände unter den Kopf und zog ein Knie herauf. „Du,“ sagte er und machte dabei die Augen zu, „wir sind auch ein Liebespaar, nicht?“

„Ach, wie dumm!“ lachte das Mädchen und warf einen großen Stein ins Wasser.

„Warum denn?“ frug jener. „Zu einem Paar gehören allemal bloß zwei und wir zwei haben einander lieb, also?“

„Ja, Mutter und Kind sind auch zwei und haben sich lieb und sind doch kein Liebespaar. Wir wollen lieber Mutter und Kind spielen. Ich bin ja bald noch 'mal so alt wie du, du kleiner Mann!“

„Du kleine Mama!“ jauchzte Christel und versuchte sie mit sanfter Gewalt zu sich herunter zu ziehen.

Lachend wehrte sie ihn ab, lachend suchte er ihren Arm festzuhalten und ließ nicht ab, sie kindisch zärtlich zu bestürmen.

Plötzlich machte Wigel ein ernstes Gesicht und bedeckte sich die Augen, als ob sie weinen wollte. Christel zog ihr ängstlich die Hände vom Gesicht, da lächelte sie ihm lieblich zu, aber nicht wie eine kleine Mama, sondern wie ein kleines Schätzchen. Ein Vogel fing ihnen zu Häupten lustig zu pfeifen an.

„Horch', was er singt,“ sagte Christel und ahmte ihm nach: „Bin dir so gut, bin dir so gut! Klingt's nicht gerade so?“

„Was du singst, klinget alles so, du trauter Papegoy!“ sagte Wigel.

Die Sonne sank, als sie ihre glückliche Insel verließen. Singend schlenderten sie durch den Wald nach Hause, den Rauschebach entlang, wie sie gekommen waren. Und da sie heraustraten, sahen sie den Westen in ein Feuermeer getaucht; Flammen spielten auf den Fenstern der alten Stadt, die Glocken läuteten den Abend ein und jodelnd trieb ein Hirt die Herde heim. Die Kinder faßten ihre Hände fester und hörten auf zu singen. O, wie ihnen zu Mute war! Weit frommer als in der dumpfigen Kirche, wo der Doktor Choinanus gegen alles, was nicht gut lutherisch war, wie gegen den Antichristen donnerte, daß die alten Weiblein aus dem Schlafe fuhren und die Kinder vor den Reformierten

und Anabaptisten mit langen Schwänzen und Teufelskrallen eine rechte Heidenangst bekamen.

Mit roten Wangen, glänzenden Augen und hungerigen Mägen kam das junge Liebespaar nach Hause, vom Himmel auf die Erde! Denn, ach, da zankte die Mutter Weberin, die sich geängstigt hatte, wer weiß wie sehr, und dort kündigte der gestrenge Herr Vater Wigel für den nächsten Tag Stubenarrest an, denn etwas Unverstand und Trockenheit, etwas Kleinlichkeit und Kümmernis muß wohl überall im Leben sein — meinen die Alten, sonst kann es nicht gut ausgehen!

Das ging nun so, so lange es ging. Die Jahre rollten vorüber und als Christel fünfzehn und Wigel einundzwanzig Sommer zählte, da hatte das Verhältnis ein ganz andres Ansehen. Er war ein ausnehmend guter Musikus und sie eine ausnehmend schöne Jungfrau geworden. Und da der Pastor primarius ein gut Stück Geld in der Truhe verschlossen halten sollte, so konnte es nicht fehlen, daß manch eines wohlhäbigen Bürgers Sohn der liebreizenden Hedwig Choinanus gar ostermalen einen Gang zu schenken und mit sehnsüchtigen Blicken und herzbrechenden Seufzern um sie herumzustreichen begann. Tausend verliebte Gedanken flatterten wie die Motten um Wigels blauer Augen Licht und ihre langen blonden Zöpfe waren das Narrenseil, an welchem sie Kluge und Thoren nach sich zog, ohne es zu wissen und zu wollen. Freilich fanden sie alle keine rechte Gelegenheit, sich so recht zutäppisch zu machen und das Löffeln und Sponsieren aus der Nähe zu betreiben, da die Jungfrau gar wenig unter die Leute kam und auf dem Tanzplan nie gesehen ward. Denn die Arme hatte schon frühe die Mutter verloren und vor drei Jahren hatte auch die alte Muhme die Welt gesegnet, die bis dahin ihre Kindheit behütet hatte, so daß nun

niemand war, der sie zu den Lustbarkeiten des jungen Volkes hätte begleiten können oder, besser gesagt, dürfen, sintemal der Doktor Choinanus den fremden Frauen, welche sich wohlmeinend zu solchen Diensten erboten, sein Kind nicht anvertrauen wollte, überdies auch allem Tanz und Geschrei und Mummenschanz und Narretei von Herzen abhold war. Freilich that es dem Mädchen oft in der Seele weh, wenn sich in den Straßen ein lustig Quinkelieren erhub und die Stadtpfeifer voran mit Ludeln und Dudeln und Zinkenieren und Posaunen, die Jungfern mit den Kränzeln im Haar und den jauchzenden Knaben an der Hand an den Fenstern der ausgestorbenen, grämlichen Pfarrei vorüberzogen. Da zuckte es ihr in den Füßen und das junge Herz begann rascher zu schlagen. Einmal hatte sie bei einer solchen Gelegenheit die Vorhänge herabgelassen, damit die neugierigen Weibsen von Gegenüber ihr nicht in die Fenster sehen könnten, hatte zierlich ihre Schuhspitzen unter den langen Röcken hervorgestreckt und ganz mutterseelenallein in der Mitte der Kammer ein Wiegen und Neigen und Drehen, immer um sich selbst begonnen und hatte dazu holdselig gelächelt, als gelte es dem Herzliebsten, bis ihr der Jammer an die Kehle stieg und die Luft versetzte. Da hatte sie sich auf ihr Bett geworfen und ein halb Stündlein lang sich ausgeschluchzt und ihr Kissen mit bitteren Zähren benetzt. Aber dann war es auch vorüber gewesen. Sie war ein stilles, gutes Kind, gehorsam ihrem Vater und geduldig ihrem Schicksal, ein rechtes, echtes Frauenbild, voll Kraft zum Leiden und so elend schwach zum Handeln.

Aber einen Trost hatte sie doch und der genügte ihr in ihrer Einfalt und Demut. Das war der Kantorchristel und seine Musik.

Wenn sie sich so recht freudlos und verlassen fühlte und das große, stumme, düstere Pfarrhaus ihr gar zu trostlos ward, dann flüchtete sie sich zu Webers, die fast ihr einziger erlaubter

Verkehr geblieben waren, und dann mußte Christel seinen Zauberstab, den Fiedelbogen, zur Hand nehmen und die bösen Geister damit verjagen. Was Wunder, wenn er Wigel als ein Hexenmeister, oder gar ein Halbgott, zum mindesten als die Krone aller Buben erschien? Jünglinge ihres Alters kannte sie ja nur vom Ansehen, vergleichen konnte sie also nicht und obendrein war sie in ihrer Abgeschlossenheit ein so unerfahrenes, liebeinfältiges Ding geblieben, daß sie trotz ihrer einundzwanzig Jahre dem fünfzehnjährigen, lang aufgeschossenen, schmucken und aus der Maßen gescheiten Kantorssohn weit näher stand als den jungen Männern, von denen sie nichts wußte.

So war es denn gekommen, daß die beiden, Christel und Wigel, ein wirkliches Liebespaar geworden waren. Freilich war ihrer Herzensneigung so viel Kindisches untermischt, wie Christels junge Jahre und Wigels Einfalt zusammen aufbringen konnten, und das war ein gut Teil. Und doch war es eine richtige bräutliche Liebe, und doch glühte unter den harmlosen Rosenblättern, die ihrer beider Unschuld mit vollen Händen darüber gestreut hatte, jenes selig-unselige Feuer, welches eher Glück und Ehre und Friede und Freude in Flammen aufgehen macht, als daß es sich vom kalten Wasserstrahl der Vernunft und weiser Ermahnung löschen ließe. Sie merkten es beide, daß sie sich mehr geworden waren als Bruder und Schwester, aber sie hatten des keinen Arg: war es doch so natürlich, langsam und unversehens gekommen, daß sie sich gar nicht mehr denken konnten, wie es anders sein sollte. Der große Junge, der einst Wigel seine kleine Mama genannt hatte, sah zwar noch immer zu ihr hinauf, sie liebkoste ihn noch immer mit der huldvollen Zärtlichkeit der älteren Gönnerin, aber sie empfanden jetzt beide eine so eigene Süßigkeit in diesen Liebkosungen, ein so ängstliches Glück im Alleinsein, daß sie ihre Zärtlichkeit scheu vor den Eltern verbargen und jenes Glück selbst vor einander als Geheimnis in der Seele hüteten.

Es war ein schöner Frühlingsabend, als Christel und Wigel einst in der Jasminlaube des kleinen Pfarrgartens bei einander saßen und plauderten, oder vielmehr ganz ernsthaft redeten über das Große, das Aloysius Weber seinem Ältesten prophezeit hatte. Christel saß auf dem Boden und hatte den Kopf auf Wigels Schoß gelegt, und sie spielte in seinem krausen, jetzt braun gewordenen Haar, wie eine Edeldame, die ihren Lieblingspagen verzieht.

„Weißt du, Wigel," hub Christel an, „früher, da ich noch ein blödes Kind war, fürchtete ich mich vor dem Großen, weil ich meinte, es könnte mich erdrücken, wenn es sich so plötzlich einmal auf meinen Scheitel niedersenkte. Ich wollte darunter wegspringen, wenn es käme. Aber jetzt weiß ich, was das Große ist, und daß es einen je stärker macht, je mehr es auf einen drückt."

„Ei, wie denn das?" fragte Wigel.

„Ja, sieht du, wenn ich so am Klavier sitze oder den Bogen über die Saiten ziehe, dann spüre ich das Große in mir. Aber es macht mir gar keine Angst, nur eitel Lust und unbändiges Verlangen, das auszunutzen, was mir so reich beschieden ist. Gelt, du, ich bin ein guter Musikant? Aber ich will noch ein weit besserer, ich will, helf's Gott, der beste werden!"

„Wollt', ich könnte dir dazu verhelfen," sagte Wigel.

„Das kannst du auch, Wigel. Nächst meinem guten Vater bist du es auch zumeist, die mir bis hierher geholfen hat. Hat doch dein Beifall mein kläglich Gestümper von früh auf unterstützt, hab' ich doch dir zulieb so eifrig gesessen und meine Kunst praktiziert, damit dir's gefallen solle, was ich neues gelernt hatte. Wenn deine blauen Augen meinem Spiele zuschauten, da war's als ob die Finger nicht falsch greifen könnten. Ach, und jetzt, wenn ich dir mein Bestes vorgespielt hab' und diese Augen stehen voll Thränen und du küssest mich hernach so

inniglich, so ist mir das viel tausendmal so lieb, als hängte mir der Kaiser selbst ein gülden Gnadenkettlein an den Hals.“

Er sprang wild auf, fiel Wigel um den Hals, preßte sie leidenschaftlich an sich und seine Lippen auf die ihren. Es war das erste Mal, daß er es wagte, und es war das erste Mal, daß sie es ihm ängstlich wehrte. Sie wußten aber von diesem Augenblick an, wie sie sich liebten! Seine Arme ließen ihren Leib, sein Mund ließ ihren Mund nicht los. Da schloß sie die Augen und drückte mit den Händen sein Haupt noch fester an sich. Wie jagte ihnen das Blut durch die Adern, wie wirbelte die Welt um sie herum, wie bebten ihre Glieder, wie glühten ihre Lippen! Das war die Liebe!

Da fuhren sie plötzlich auseinander.

Vor ihnen stand die hohe, breitschulterige Gestalt des Pastors Choinanus. Er war vollständig gerüstet zum Ausgang, denn er war gekommen, seine Tochter zu einer abendlichen Promenade vor das Thor mitzunehmen. Da stand er in seiner langen, schwarzen, pelzverbrämten Schaube, die steife weiße Krause um den Hals, die geistliche Allonge-Perücke auf dem Kopf und den hohen Stock mit silbernem Knauf in der Hand. So obrigkeitlich, so büttelhaft sah er aus, daß das arme, ertappte Paar sich ganz verbrecherisch vorkam und ihm zu Mute ward, als sollte es nun auf nächstem Wege zum Richtplatz geführt werden. Christel trat einen Schritt vor und machte unwillkürlich eine flehende Gebärde, welche ebensowohl heißen konnte: thu' mir nichts, als thu' ihr nichts! Er war eben doch noch ein Junge von fünfzehn Jahren. Und Wigel stieg die Scham glühend ins Gesicht. Sie bedeckte ihr Antlitz mit den Händen und kehrte sich zitternd weg. So standen die drei eine lange Weile einander stumm gegenüber. Endlich bewegten sich des Pastors Lippen zum Reden. Wutvoll heiser und mit dem Stocke drohend

rief er Christel an: „Pack' Er sich! Fort, fort! komm Er mir nicht wieder unter die Augen!"

Und Christel zögerte, wollte reden — schwieg und ging.

Dann ergriff der Doktor Choinanus seine Tochter hart am Arm, zerrte sie durch den Garten, die Treppe hinauf und stieß sie in ihre Kammer hinein. Er schloß hinter ihr ab, steckte den Schlüssel in die Tasche und ging zum Hause hinaus; er schlug den Weg zum Kantor ein.

Der gute Aloysius verwunderte sich baß über des gestrengen Herrn Pastors böse Miene und der Frau Kantorin fuhr der Schreck in die Glieder, daß sie sich geschwind setzen mußte. Die drei schlossen sich ein, und als sie nach einer halben Stunde wieder herauskamen, schritt der Pastor davon mit dem Ansehen eines Oberrichters, der soeben ein Todesurteil verkündigt hat, der Kantor begleitete ihn bis an die Hausthür und machte ihm eine Reverenz mit so grimmiger Unterthänigkeit wie ein Delinquent, der sich für gnädigste Strafe bedankt, und seine Frau hielt sich die Schürze vor die Augen und weinte.

„Es ist nicht möglich," schluchzte sie; „Christel ist ein so gutes Kind, er hat in seinem Herzen keinen Platz für unehrbare Gedanken."

„Hast's ja gehört, Mutter," sagte der Kantor und lachte höhnisch auf, „wir sind schlechtes Volk und haben unser hübsches Söhnlein zu allerlei Buberei und Liederlichkeit auferzogen. Es liegt wohl auch im Blute, haha! Wie die Alten sungen — du weißt ja! Nicht wahr, wir haben ja auch so über den Strang geschlagen und ein verliebtes Spiel getrieben in Jahren, wo rechtschaffener Leute Kinder noch wie die lieben Englein in der Gotteswelt einhergehen und nicht wissen, von wannen sie hineingekommen sind."

„Aloys, nicht so wild," rief die Weberin und legte die Hände auf des Mannes Schultern. „Der Herr Pastor wird

schon wieder zur Einsicht kommen und dann thut's ihm gewiß leid, was er heute geredet hat."

„Was schiert mich's, ob's ihm leid thut oder nicht," fuhr der Kantor noch hitziger fort. „Gesagt ist gesagt und beschimpft hat er uns zwei. Wir sind christliche Eheleute und haben nie das Geringste nicht versäumt an unsern Kindern. Aber ich will es ihm eintränken. Warte nur. Er kann mein zierlich Passagenwerk nicht leiden, der Holzstock, der Duckmäuser — eia, am nächsten Sonntag will ich dir einen Ohrenschmaus bereiten! Mit Läufern und Trillern will ich dir zusetzen, daß —"

„Erhitze dich nicht so, Lieber," sagte die Frau besorgt und legte ihm sanft die Hand auf den Mund. „Hüte deine Zunge und thu' nichts, was dich um Amt und Brot bringen könnte!"

Der Kantor hätte gewiß nicht unterlassen, seinem gekränkten Ehrgefühl noch weiter Luft zu machen, wenn nicht in diesem Augenblicke Christel eingetreten wäre und sich mit thränenüberströmtem hochroten Gesicht vor dem Vater auf die Kniee geworfen hätte. Und nun sprudelten die Worte aus seinem Munde hervor, heiß und reichlich wie die Thränen aus seinen Augen, aber unzusammenhangend und vielfach von Schluchzen unterbrochen. Die Eltern horchten hoch auf, und als sie begriffen, was Christel eigentlich wollte, da setzten sie sich beide zugleich auf die nächsten Stühle und vergaßen vor Verwunderung den Mund zuzumachen.

„Ich liebe die Wigel mehr als mein Leben, ohne sie muß ich sterben, ich will sie heiraten!" das war der Inhalt von Christels wehleidig wunderlicher Herzensergießung.

Während der Doktor Choinanus mit den Eltern drunten zu Tanze trat, hatte Christel droben in seiner Dachkammer sich wie unsinnig gebärdet, also daß sein kleines sechsjähriges Brüderchen vor Angst in einen Winkel gekrochen war und sich die

Augen zugehalten hatte. Er versuchte sich den Kopf an der Wand einzurennen, aber die Wand war so hart, daß es weh that. Er wütete in lauter Rede gegen sich selbst, daß er ein so erbärmlicher Wicht gewesen und muckstill davongegangen war, ohne wie ein Held für seine Liebste eingetreten zu sein. Jetzt hinterdrein fiel ihm alles ein, was er dem gestrengen Herrn Pastor hätte sagen müssen, wie er hätte den Arm um Wigel schlagen, sich in die Brust werfen und sprechen sollen: „Mit Vergunst, Hochwürden, die Jungfer Tochter ist meine Braut!“ Ach, das war nun alles versäumt und vielleicht hatte er es gar auf ewig mit Wigel verthan, der er von nun an immer in seiner Jämmerlichkeit vorschweben würde, als der dumme Junge, der den Mund nicht aufthun konnte und sich davon machte, als der Herr Pastor den Bakel erhub. O Schmach und Scham!

Du lieber Gott, wie viele von uns haben sich nicht schon so recht trübselig als Treppenwitzbolde und Betthelden gefühlt! Da hat uns ein übermütiges hübsches Kind eine allerliebste kleine Grobheit ins Gesicht gesagt und wir haben ein dummes Gesicht gemacht und uns dann unterthänigst lächelnd hinausgetrollt, und auf der Treppe ist uns auf einmal etwas über alle Maßen Witziges beigefallen, wodurch wir in jenem Augenblick die Bosheit so köstlich hätten abstrafen und einen so glorreichen Rückzug antreten können. Oder es ist uns ein täppisches Mannsbild aufsässig geworden und hat uns zum Gespötte böser Buben gemacht und wir haben recht dumm wieder geschimpft und dadurch noch mehr Lacher auf des Gegners Seite gebracht. Da kriegten wir auch einen großmächtigen Löwenmut, als wir des Abends zu Bette stiegen mit einem ganz fertigen Plan, wie wir's am andern Tage heimzahlen wollten, und träumten die ganze Nacht davon, wie wir den Kerl braun und blau geprügelt hätten und darauf, als sei nichts vorgefallen, mit den Händen in den Taschen

und ein Liedlein pfeifend durch den dicken Schwarm der müßigen Gaffer heimgewandelt wären. Ja, so etwas muß uns allen, wenigstens in unsern Bubenjahren, schon vorgekommen sein, und wer sich nicht selbst hie und da einen Esel oder Hasenfuß gescholten hat, der ist, mein' ich, sein Lebtag so etwas dergleichen gewesen!

In dieser schönen Stimmung nun war Christel, ehe er wieder kühl werden konnte, zu den Eltern gestürzt und hatte sein übervolles Herz ausgeschüttet, so planlos, wie es eben nur ein guter Junge von fünfzehn Jahren kann.

Als er aber alles glücklich heraus hatte und die Eltern darauf noch eine gute Weile stumm wie die Wachsbilder und geknickt wie die Lilien auf ihren Sesseln verharrten, da fühlte der tapfere Christel sein Herz auf einmal weit tiefer als unter der linken Brust pochen.

Die Mutter kam am ersten wieder zu sich.

„Ach Christel, Christel, Christel,“ sagte sie, „du armes Kind, hast du denn gar deinen Verstand verloren?“

Dann raffte sich der Kantor auf, nahm eine strenge Miene an und sagte: „Und nun begehren der Herr Sohn wohl, daß ich mein Sonntagskleid anthue und mich zum Herrn Pastor primarius zur Werbung begebe? Ei gewiß, ich bin Euer gehorsamster Diener, Herr Lateinschüler Weber. Mutter, klopfe Sie mir doch gleich meinen Rock aus.“ Er lachte noch einigemal kurz auf und ließ sich wieder in seinen Lehnstuhl zurückfallen.

Die Kantorin trat zu dem immer noch knieenden Christel und klopfte ihm begütigend auf die Schulter.

„Steh auf, Kind, und komm zu dir. Wie magst du nur in deinen Jahren ans Heiraten denken! Überlege dir's doch nur: ehe du noch ein rechter Mann geworden bist, wird die Wigel beinahe schon ein altes Weib sein. Und in den Jahren,

wo die jungen Dirnen erst anfangen Dir nachzuschauen, würde die Wigel dir wie deine Mutter und ihre Kinder wie deine Geschwister fürkommen."

„Ach, Mutter, ich kann doch nicht ohne sie leben!" rief Christel und warf sich ihr schluchzend um den Hals.

Sie faßte ihn bei der Hand und geleitete ihn hinaus, in das Gärtchen hinunter. Da setzte sie sich mit ihm in die kleine schattige Laube von Pfeifenkraut und sprach ihm liebevoll zu, bis seine Thränen versiegten und er ihr versprach, sich zu verhalten wie sie es ihm weisen würde.

Dann ging die Kantorin hinauf, um ihren Mann zu beruhigen, welcher wiederum angefangen hatte zu toben, sich gar ausschweifend tyrannisch und als ein frevler Kürissenfresser und Scharrhans zu erbrüsten, was seiner Würde und sonstiger Gepflogenheit gar übel anstand.

In selbiger Nacht aber machte sich Christel durch ein Fenster im Erdgeschoß zum Hause hinaus, überstieg die niedrige Mauer des Pfarrgartens und kletterte dann in das Geäst eines üppig blühenden Apfelbaumes, der gerade unter dem Fenster vor Wigels Schlafzimmer stand.

Es war noch Licht in ihrem Zimmer und es dünkte Christel, als sehe er ihren Schatten darin umherhuschen. Also stürmte es wohl in ihrem Busen auch und sie lief hin und her, um die innere Unruhe zu bemeistern. Ihr Spiegel hing noch am Fenster; der Lauscher auf seinem Ast konnte sehen, wie sie sich die langen blonden Zöpfe aufflocht. Da begann er leise zu pfeifen wie ein Vogel, und wirklich: sie horchte auf und öffnete das Fenster.

„Wigel!" rief er leise hinauf.

Wigel schrak zusammen und fuhr vom Fenster zurück.

„Ich bin es, dein Christel!"

Da ward es oben dunkel. Wigel hatte in ihrer unbe-

stimmten Angst zunächst das Licht ausgeblasen. Dann beugte sie sich ein wenig zum Fenster hinaus, legte die hohlen Hände um ihren Mund und flüsterte:

„Geh fort, Christel, ich bitte dich; wenn uns wer hörte!"

„Ich geh nicht fort; ich muß erst wissen, wie lieb du mich hast!"

„So lieb, so lieb, Christel; aber geh, wenn du mir gut bist, geh!"

„Du weißt doch, daß wir jetzt Brautleute sind; du weißt doch, daß wir uns heiraten müssen?"

„Ach, Christel, du armer Narr," antwortete Wigel und dem Ton ihrer Stimme war es anzuhören, wie ihr die Thränen dabei heraufstiegen. „Wie soll das je geschehen?"

„Wir laufen eben davon, Liebste. Weißt du was Desperation ist? Wenn ich ohne dich leben soll, so ist mir der Tod fast sehr erwünscht."

„Lieber Junge, sprich nicht so," schluchzte die Jungfrau. „Mein armes Herz ist schon so schwer, so gar betrübt. Den ganzen Abend bin ich hier eingeschlossen gewesen und hab' den Vater nicht gesehen. Ich weiß nicht, was er mir bestimmt hat, aber ich zittere vor dem Tage und kann keinen Schlaf finden."

Und dringender rief jetzt Christel herauf:

„So laß uns mit eins ein Ende machen und selband davonfliehen. Du bist mein und ich bin dein, wir gehören zusammen und dürfen nimmermehr eins das andre verlassen. Komm, winde dein Bettuch zusammen, schlinge es um das Fensterkreuz und laß dich herab zu mir. Es ist nicht hoch. Was das Tuch zu kurz ist, magst du getrost springen, ich fange dich auf und über die Mauer helfe ich dir auch."

„Und was dann, was dann?" frug Wigel mutlos und seufzte tief auf dabei.

„Dann gehen wir in den Wald und verbergen uns auf unsrer glücklichen Insel, weißt du, wo wir einstmals deine Strümpfe trockneten. Und wenn das ärgste Geschrei in der Stadt erst vorbei ist, laufen wir weiter. Ein paar Batzen habe ich zu mir gesteckt, und wenn wir dann erst über die Grenze sind, will ich schon als Musikant verdienen, wovon wir beide genug haben."

In diesem Augenblick ertönte dicht vor der Mauer des Pfarrgartens das Kühhorn und der Nachtwächter ließ sein Verslein erschallen.

Wigel verschwand vom Fenster.

Christel verharrte ganz still und geduldig auf seinem Ast, bis der Wächterruf in der Ferne verklungen war. Dann brach er einen blütenvollen Zelken ab und warf ihn in das noch offene Fenster hinein.

Wigel erschien und flüsterte hastig hinunter: „Es ist doch alles umsonst. Gieb acht, der Wächter hat an der Mauer gestanden und jedes Wort von uns vernommen. Der hinterbringt's gewißlich meinem Vater. Geh, Christel, mach's nicht noch schlimmer als es ist. Geh', schlaf' wohl und bleib mir gut!"

Damit machte sie leise das Fenster zu und erschien nicht wieder, wie sehr auch Christel durch Pfeifen und sehnsüchtigen Zuruf sie zu locken suchte.

Die Nacht war recht kühl. Er begann zu frieren und mit den Zähnen zu klappern. Da stieg er endlich vom Baum herunter. Er warf sich in das taufeuchte Gras, preßte die geballten Hände in die Augenhöhlen und schluchzte, daß es ihm schier das Herz zerbrach.

Als er sich endlich wieder aufmachte und auf demselben Wege, den er gekommen war, wieder in seine Kammer zurückkehrte, schüttelte ihm bereits ein kaltes Fieber die Glieder. Kaum

behielt er noch soviel Besinnung, um sich zu entkleiden und ins Bett zu steigen.

Er ward todkrank und lag viele Wochen ohne Bewußtsein.

Das erste, was Christels Geist, nachdem er zum Bewußtsein zurückgekehrt war, wieder mit der Vergangenheit verknüpfte, war ein Briefchen, welches ihm sein kleiner Bruder zusteckte. Es war in sauberen, steifen Zügen geschrieben und lautete also:

„Vielliebes Herzbrüderchen!

Ich bin schier consterniret und fast sehr verzaget, daß Du Dir die große Neigung für meine unwerthe Persohn also zu Hertzen genommen, daß sie Dich auf das Siechbette geworffen hat. Wenn es Dich etwan trösten und ermuthigen könnte, von mir zu hören, wie hoch ich Deine Liebe aestimire und erwiedre und wie ich allstündlich an Dich mit Seufzen gedenke und den gnädigen Herrn Gott um Dein theures Leben bitte, so thu Du mir solch Begehren nur zu wissen, worauf nicht verfehlen wird von sich beständig Nachricht zu geben

Deine hier und dort und immer
getreue und herzlich betrübte
Wigel.“

Dies kleine Zeichen liebevollen Gedenkens erfreute den armen Kranken so sehr, daß er von Stund an einen neuen Mut zum Leben gewann und zusehends kräftiger ward. Sobald die matte Hand nur einigermaßen wieder imstande war, die Feder zu halten, ließ er sich heimlich von seinem Brüderchen Schreibzeug ans Bett bringen und kritzelte, so gut es gehen wollte, folgende Worte aufs Papier:

„Insonderheit vielgeliebte Jungfer!

Wasmaßen Ihr mir durch Euer liebenswerthes Schreiben einen großen Trost zugeführet und mich durch die Versicherung Eurer Liebe und Treue mehr gestärket und konfirmiret habt als alle Medicamente es bishero vermochten, bitte ich Euch in Demuth, Ihr wollet mir solche freundliche Gesinnung bis zu meiner, wills Gott, baldigen Genesung erhalten. Alsdann hoffe ich Euch aus Eurem dermaligen jämmerlichen Zustande zu erlösen und unsere Liebe dem von uns Beyden ersehnten Ziele entgegenzuführen. Es küßt Euch in Gedanken an Euren rothen Mundt und wird Euch ewig zugethan bleiben

Euer von der übermächtigsten
Liebe schier aufgezehrter
Christianus Weber.

P. S. Liebste Jungfer, entschuldige Sie nur vor diesmal die schlechte Schrift!"

Dieses Briefchen, das ihm viel Zeit und Kraftanstrengung gekostet hatte, übergab er seinem kleinen Bruder und schärfte ihm dabei ein, daß er es nur der Jungfer Choinanus selbst übergeben sollte.

Das Kind war aber so ungeschickt und thöricht, daß es das Briefchen, weil sich einige Tage hindurch keine günstigere Gelegenheit hatte finden wollen, der Wigel am Sonntag in der Kirche gerade während der Predigt zusteckte. Das sahen aber nicht nur etwelche der nebensitzenden Weiber, sondern auch der Doktor Choinanus selbst von der Kanzel aus. Und da er gerade von der Feiertagsheiligung sprach und wie so viele Leute zu gar weltlichen Zwecken in das Haus Gottes träten, so benutzte er die fürtreffliche Gelegenheit, der armen Wigel kund zu thun, daß er sie beobachtet habe und sie öffentlich bloßzustellen:

„Da treten sie hinein in die Kirche,“ rief er, „unter dem Schein Gott zu dienen, da sie doch nur herkommen, ihre neuen Kleider, ihre schöne Gestalt, ihre Präeminenz, oder sonst so etwas sehen zu lassen. Einer kommt zur Kirche wie ein Pfau und seufzt in der Ecke wie ein Zöllner, welche Seufzer aber nur zu seiner Liebsten gehen, an deren Angesicht er seine Augen weidet und um derentwillen er sich allein einstellte. Etliche leichtfertige Weibsbilder aber, und sehe ich deren mit leiblichen Augen hier sitzen, vergessen gar aller Zucht und empfahen die Brieflein ihres Buhlen, wo sie nur die Samenkörner des heiligen Evangelii empfahen sollen. Ich sage Euch, Gott wird ihre Lästerung härter bestrafen, als wenn sie sich außer der Kirche weit ärger mit Werken vergangen hätten!“

Wigel stieg die dunkle Röte bei diesen grausamen Worten in die Wangen, der Brief Christels brannte ihr in der Tasche und sie biß die kleinen Zähne fest aufeinander, um nicht in lautes Schluchzen auszubrechen. Auf dem Nachhauseweg warf sie das Schreiben, ohne es gelesen zu haben, zerdrückt und zusammengeballt in die Gosse, ohne daß es jemand sah.

Sie bekam daheim noch eine weit schlimmere Predigt von ihrem gestrengen Herrn Vater zu hören, als die in der Kirche gewesen war, und es half dem armen Mädchen wenig, daß sie der Wahrheit gemäß versichern konnte, das Brieflein ungesehen fortgeworfen, auch sonst keinen Verkehr mit dem kranken Kantorchristel mehr gehabt zu haben. Der Vater redete ihr trotz alledem so eindringlich ins Gewissen, daß das liebe, einfältige Ding am Ende selber glaubte, sie sei eine große Sünderin, eine ungehorsame Tochter und ein gottloses Geschöpf, das kein christlicher Ehrenmann zum Weibe nehmen werde, wenn sie es so forttreibe.

Um den unversöhnlichen, ergrimmten Vater nur zu besänftigen und vor seinem Schelten und Drängen Ruhe zu finden, erklärte sie sich am Schluß dieser Unterredung endlich bereit,

den Hilfsprediger Paulus Lämmerzahl, den Adjunkten des Vaters, einen süßen sanften Mann von etwa dreißig Jahren, der sich schon seit lange um ihre Hand bemühte, zum Gemahl zu nehmen. Da erweichten sich des Doktor Choinanus harte Züge, denn er wollte dem Lizentiaten Lämmerzahl wohl und wünschte sehr, ihn zum Eidam zu bekommen. Er segnete sein Kind und empfahl ihr verwirrtes, krankes Gemüt der erbarmungsreichen Liebe Gottes. Dann ging er hin, den Bräutigam zu holen.

Wigel blutete das Herz. Sie warf sich auf die Kniee, betete, weinte und schrie vor Schmerz laut auf. Zehnmal faßte sie den Entschluß, davonzulaufen und bei Kantors einen Unterschlupf zu suchen; aber immer ließ sie die Klinke wieder los und warf sich schluchzend, verzagt und ohnmächtig auf ihr Bett. Sie hatte nie in ihrem Leben gewagt, einen eigenen Willen zu haben, so ließ sie denn auch jetzt einen fremden Willen über ihr Leben verfügen.

Am Abend desselben Tages ward in der Pfarrei der Verspruch gethan.

Der dumme kleine Bube aber, welcher mit seinem Ungeschick so viel Unheil verursacht hatte und selbst fühlte, daß er nichts Gutes angerichtet, wagte nicht, seinen Bruder Christel durch einen wahrhaftigen Bericht zu beängstigen, sondern log ihm vor, daß er seinen Auftrag glücklich vollzogen habe und die Wigel lasse ihn schönstens grüßen und sagen, sie werde alles thun, was er in dem Schreiben begehre. Damit gab sich der gute Christel zufrieden, faßte freudigen Mut und ward von Tag zu Tage kräftiger. Die Verlobung Wigels hielt man sorgfältig vor ihm geheim.

Bald darauf, an dem Tage, an welchem Christel zum erstenmal aufstehen durfte, empfing der Kantor Aloysius Weber ein großes Schreiben von dem hohen Konsistorio, in welchem

ihm eröffnet ward, daß sein unheilig Orgelspiel mit seinen frivolen Läufern und Trillern der Gemeinde, sowohl als auch des Herrn Pastor primarii Choinanus gerechtes Mißfallen erregt habe, und daß ihm durch vorliegende ernste Vermahnung anheimgestellt werde, entweder solch weltlich Gebahren hinfüro gänzlich zu unterlassen, oder aber der Entsetzung aus Amt und Würden gewärtig zu sein. Die Frau Kantorin war schier untröstlich hierüber, aber Aloysius besann sich nicht lange, sondern verfaßte ein langes und bewegliches Schreiben an das hohe Konsistorium, in welchem er mit wohlgewählten Worten explizierte, daß alle Kunst, vor allem aber die edle Musika, göttlichen Ursprungs sei, daß man dahero Gott desto besser diene, je vollkommener man diese Kunst ausübe; daß freilich der Herr Pastor primarius allerdings kein Gehör habe, und vom Kontrapunkt und der Fuge so wenig verstehe als er, Aloysius Weber, von Ebräisch und Chaldäisch — weshalb doch das hohe Konsistorium, anstatt ihn selbst wegen seiner Kunstfertigkeit zu rügen, lieber dem Herrn Doktor Choinanus anraten möge, nicht von Dingen zu reden, die außer seiner Kapazität lägen — und dergleichen mehr. Dieses geharnischte Schreiben hatte aber keine andere Folge, als daß bald darauf vom hohen Konsistorio der bündige Bescheid kam, der Herr Kantor Aloysius Weber sei wegen seines unkirchlichlichen Orgelspiels, sowie wegen ungeziemenden Benehmens gegen seine hohen Vorgesetzten, auch weil er sich sonsten als Familienvater nicht als einen Mann gezeigt, welchem man die Erziehung fremder Kinder anvertrauen könne — seines Amtes entsetzt und in Gnaden entlassen.

Vergrämt, erbittert packten die Kantorsleute ihre sieben Sachen zusammen und zogen miteinander nach Leipzig, wo der Vater durch Musikunterricht die Familie ernährte und Christel, um die Universität besuchen zu können, des Sonntags auf den Tanzböden die Fiedel strich.

Er hatte Wigel nicht wiedergesehen. So sorgfältig hatte ihr Vater sie bewacht.

Eine Woche nach dem Wegzug der Kantorsleute gab der Pastor Choinanus seine Tochter vor dem Altare mit dem Lizentiaten Paulus Lämmerzahl zusammen und richtete eine große Hochzeit aus.

Wieder waren zwei Jahre vergangen. Man schrieb 1684, das böse Jahr, in welchem zum letztenmal der entsetzliche „schwarze Tod" einen Teil des unglückseligen deutschen Landes verheerte, das kaum begonnen hatte, sich von dem Elend des Dreißigjährigen Krieges etwas zu erholen. Schon 1682 war das fürchterliche Gespenst der Pest in Nordhausen erschienen, glücklicherweise jedoch ohne in weitere Ferne zu wirken. Jetzt kam das große Sterben über Leipzig und die umliegenden sächsischen und thüringischen Lande. Die Kantorsleute besaßen nicht die Mittel, um vor der Gefahr in gesundere Luft entfliehen zu können; sie mußten notgedrungen in ihrer engen, finsteren Gasse wohnen bleiben und zu allem stillhalten, was über sie verhängt wurde. Vier Fünfteile von sämtlichen Bewohnern jener Gasse starben: eine der ersten unter ihnen war die Kantorin, ihr jüngstes Söhnchen folgte ihr fast unmittelbar nach. Der Vater wehrte sich wie ein Mann gegen die tückische Krankheit, aber Gram und Not, Hoffnungslosigkeit und Sehnsucht nach dem verheißenen besseren Leben wanden ihm die Waffen aus der Hand — er folgte den vorangegangenen Lieben nach und ließ Christel allein in der Welt zurück.

Vater, Mutter, Bruder — sie waren alle drei im Krankenhause gestorben, denn sie waren zu arm, um sich im eigenen Hause verpflegen zu lassen. Nun lagen sie tot und tief in der Erde begraben, keines dem andern nahe, jedes mit vielen andern

unbekannten Leichen in einer großen Kalkgrube. Keines der Gräber dem überlebenden Sohne bekannt; keiner der Särge von ihm hinausbegleitet; die Fenster und Thüren der Wohnung mit Brettern vernagelt, die wenigen Habseligkeiten zur Deckung der Lazarett- und Begräbniskosten konfisziert oder von den Pestknechten und Leichenweibern gestohlen.

Das war alles so herzbrechend traurig, so unsäglich ekel und elend, daß Christel nicht einmal weinen konnte. Seit er erfahren hatte, daß Wigel verheiratet sei, war überhaupt eine stumpfe Gleichgültigkeit über ihn gekommen, die seinen jungen Jahren sehr übel anstand. Er ging während der Krankheit des Vaters jeden Morgen nach dem Lazarett und erkundigte sich nach seinem Befinden. Am letzten Morgen hatte der Hausvater in das große Buch gesehen und trocken geantwortet: „Aloysius Weber, Musikus — gestern abend sechs Uhr Todes verfahren, begraben acht Uhr,“ damit das Buch laut zugeklappt und eine Prise Tobak genommen.

Da drehte sich Christel Weber, jetzt Stammhalter der Familie, auf dem Absatz herum und ging zum nächsten Thore hinaus, die geliebte Geige in einem Ledersack über den Rücken gehängt, einen selbstgeschnittenen Stecken in der Hand und ein paar Mansfelder Thaler in der Tasche, welche ihm ein wohlhabender Studiosus, der ihn gut leiden mochte, aus Mitleid vor seiner Flucht aus Leipzig verehrt hatte.

Wohin nun? Es gab nur noch ein Wesen auf der Welt, zu dem ihn sein Herz zog; aber das Herz dieses einzigen Wesens war nicht mehr sein. Er wußte, daß Wigel verheiratet sei, daß sie ein Kind habe und daß auch um sie herum, in seiner Vaterstadt Weimar nämlich, die Pest tagtäglich ihre Opfer schlinge. Es war ihm selbst so ganz freud- und trostlos ums Herz, daß er seines eignen baldigen Sterbens furchtlos versichert war. Da wollte er die Geliebte wenigstens noch einmal sehen —

vielleicht war sie auch schon hinüber, und dann, wußte er, werde es mit ihm selbst um so rascher und leichter zu Ende gehen. — Er schlug also den Weg nach Weimar ein.

Am Abend des vierten Tages nach seinem Aufbruch von Leipzig langte er an. Die Thür der Thorschreiberstube war mit Brettern vernagelt; also war der alte Mann auch tot und konnte ihn nicht mehr um Woher und Wohin befragen. Das Thor stand sperrangelweit offen, den mit Einbruch der Dunkelheit ging das Leichenfahren an und der Pestanger lag vor diesem Thore.

Christel schritt die dunkle, wohlbekannte Straße entlang und gelangte, ohne daß er es eigentlich gewollt hatte, vor sein Vaterhaus. Da brannte Licht in der Oberstube, ein Fenster war auf und daraus drangen die frommen Harmonien eines Abendliedes, von Kinderstimmen und einem tiefen Baß gesungen. Des neuen Kantors Kinder hatten also noch ihren Vater und konnten noch Gott loben und ihn um einen neuen Tag und neuen Segen bitten!

O, wie das dem armen verlassenen Christel tief in die Seele schnitt! Sein Herz begann rasch und laut zu schlagen und warme Thränen stiegen ihm in die überwachten, müden Augen.

„Wenn Wigel noch lebte, wenn sie mich noch liebte, wenn ich sie retten könnte, dem Tode entreißen, für mich sie gewinnen!“ Und er wandte sich und schlug eilenden Schrittes die Richtung nach des Lizentiaten Lämmerzahl Behausung ein.

Gott sei gelobt! Auch hier brannte noch ein schwaches Licht, ein Hoffnungsschimmer, in dem großen Zimmer des ersten Stockes. Christel drückte mit zitternder Hand auf die Thürklinke. Die Thür war verschlossen. Er hielt inne und überlegte. Es fiel ihm ein, daß vielleicht bei jenem Licht dort oben der Lizentiat als trauernder Witwer sitzen könne — und was sollte er bei

dem? Erst mußte er wissen, ob Wigel noch lebe. Er versuchte eine seiner eignen Melodien zu pfeifen, die einst seiner lieben Gespielin ganze Lust gewesen war; aber die Angst, die bebende Erwartung versetzte ihm den Atem, er konnte nicht pfeifen. Er preßte beide Hände aufs Herz, schaute hinauf zu den erleuchteten zwei Fenstern und suchte sich allmählich zu beruhigen, indem er langsam die Luft einsog und sie langsam wieder ausstieß. Es half; sein Herz begann etwas ruhiger zu schlagen und nun gelang es ihm auch, jene Melodie zu pfeifen.

Da trat droben eine weibliche Gestalt ans Fenster und lehnte die Stirn gegen die Scheiben. „Sie ist es, sie lebt!" jauchzte Christel innerlich, und seine Lippen sprachen erst leise und bebend, dann immer lauter den geliebten Namen aus. Oben ward das Fenster geöffnet, die Gestalt beugte sich etwas vor und flüsterte hinunter:

„Jesus! Christel, bist du es?"

„Ja, ich bin's — und du lebst? Laß mich hinein zu dir, Wigel, die Thür ist verschlossen."

„Ach, ich kann dich nicht hereinlassen, Lieber! Es ist Nacht, ich bin allein im Haus; mein Kind ist tot, mein Mann geflohen."

„Ich muß hinauf, ich muß! Wigel, mach' auf, ich bitte dich!"

„Was willt du von mir? Ich bin seine Frau, wenn er mich auch schnöde verlassen hat."

„Wigel, liebste Wigel, es ist vielleicht das letzte Mal, daß wir uns sehen!"

„Ja, es war das letzte Mal, daß wir uns sahen. Geh, lieber Junge, und werde glücklich. Ich muß doch sterben. Gott lohne dir's, daß du mich so lieb gehabt hast und noch einmal gekommen bist. Gute Nacht und Gott segne dich!" Damit machte sie leise das Fenster wieder zu.

Christel stand unten und rang die Hände und blickte zu

den erleuchteten Fenstern empor und es war ihm, als ob er in dieser Stellung erstarren müßte und in die Erde versinken, wenn sie Wigels Leichnam zur Thür hinaus getragen brächten. So verharrte er geraume Zeit.

Da that sich oben das Fenster wieder auf, Wigel lehnte sich hinaus und sagte schmerzlich betrübt: „Es ist ja nun doch alles gleich — warte, ich mache dir auf.“ Und das Licht verschwand.

Christel schwindelte, er raffte sich mühsam zusammen, trat an die Hausthür und lehnte sich gegen den Pfosten. Als aber der Schlüssel inwendig in das Schloß gesteckt und knarrend herumgedreht ward, da durchzuckte es ihn und er gewann plötzlich Kraft und Besinnung wieder. Der Thürflügel that sich langsam auf, Christel trat über die Schwelle und faßte Wigels beide kalten, mageren Hände. Das Licht stand auf der Treppe und flackerte im Winde, der sanft durch die Thür in den Hausflur wehte. Bei diesem Flimmerschein betrachtete er die holde Geliebte seiner Kindheit. Wie war sie verändert! Die langen blonden Zöpfe waren jetzt fraulich aufgebunden, nicht mehr umspannten lustig-bunte Gewänder so knapp die festen jungen Glieder, lose hing ein weißes Nachtkleid um den schönen Leib, um die zarte Brust, die sie vor wenigen Stunden zum letztenmal dem Erstgeborenen geboten — ach, und die Augen die frommen, blauen Augen leuchteten so groß, so geisterhaft aus dem bleichen, schmalen Gesicht!

Eine unendliche Traurigkeit erfaßte Christel, ein Gefühl, als wollte etwas in ihm zerspringen. Da legte er die feinen, Hände, die er in den seinen hielt, über seine Schultern und preßte die schlanke Gestalt fest an sich, wie um das Blut aus seinem übervollen Herzen als eine frische Lebensquelle in diesen abgezehrten Leib hineinströmen zu lassen. Lange ruhten sie so Brust an Brust. Dann machte sich Wigel sanft los und sagte

matt lächelnd: „Ich hätte dich doch nicht hereinlassen sollen, Christel. Du bist gar so wild, mein heißer, lieber Junge! Das darf nun nicht mehr sein.“ Und zwei dicke Thränen rannen ihr dabei langsam über die blassen Wangen. Sie schloß die Hausthür wieder zu und ließ den Schlüssel innen stecken. Dann nahm sie das Licht auf und schritt die Stufen hinan, sich am Geländer mühsam hinaufziehend. Christel erfaßte sie unter den Armen und half ihr so, sie fast tragend vollends hinauf.

„Siehst du,“ sagte Wigel traurig, „soweit ist es mit deinem Schatz bereits gekommen. Es wird bald gar mit ihm aus sein. Armer Schelm, daß du mit deinen jungen Augen so viel Elend sehen mußt! Weißt du einen Menschen, der glücklich ist?“

Und sie traten in die große Wohnstube. Wigel fiel kraftlos auf das alte Ruhebett und Christel warf sich ihr laut weinend zu Füßen.

„Du darfst nicht sterben,“ rief er verzweiflungsvoll, „ich bin gekommen, dich zu retten. Was hält dich noch hier? Dein Mann, der Feigling, ist jämmerlich davongeloffen, als die Seuche über die Stadt kam, dein Kind ist tot, dein Vater, der Grausame —“

„Schilt ihn nicht,“ fiel ihm Wigel in die Rede, „er ist wie ein rechter Held auf der Wahlstatt geblieben. Er hat den Sterbenden den Trost des Evangeliums gereicht, bis ihn selbst der Tod ereilte. Er war streng gegen andre, vielleicht gar ungerecht, aber er schonte sich selber auch nicht und bezeugte durch seine Werke, was seine Worte gepredigt hatten. Was er an mir gethan hat, vergeb' ihm Gott, wie ich ihm vergebe.“

„Wigel, ach Wigel,“ fuhr Christel fort und ergriff ihre Hände, „bist du denn so gar des süßen Lebens müde? Liebst du mich denn gar nicht mehr, lieb' ich denn dich nicht mehr? — Sieh, ich bin auch mit Todesgedanken in der Seele her-

gekommen, aber wie dich ich ersah, so müde, so vergrämt, da ist die Kraft wieder über mich gekommen, denn ich fühle, daß ich dich retten, daß ich für dich leben muß"

„Leben, Christel? Und mit dir? — Ich bin sein Weib!"

„Nein, mein bist du!" rief Christel und sprang auf, „mich liebst du, mir bist du bestimmt von Anbeginn. Schau mich nicht so staunend an — deine Augen glänzen wie zwei Sterne, weit vom Himmel her, aber ich will sie vom Himmel herunterholen, sie sollen mein sein. Glaubst du das immer noch nicht? Fühl' es, daß du mein bist!" Und er riß sie vom Lager empor und preßte sie glühend an sich, daß sie leise aufstöhnte. Aber wie damals in der Jasminlaube des Pfarrgartens, so wurde sie auch jetzt von dem Ungestüm des wilden Jungen hingerissen. Sie vergaß alle Gegenwehr und erglühte selbst unter seinen brennenden Küssen. Eine kurze, selige Minute lang war es ihr, als sei sie noch fähig, das Glück zu genießen und das üppige Leben zu ertragen. Das Herz schlug so voll, das Blut rann so rasch durch die Adern, ihre Muskeln spannten sich, ihre ganze Gestalt reckte sich kräftig in die Höhe und schmiegte sich fest gegen Christel, sie warf ihre Arme um seinen Hals, und drückte ihre Lippen auf die seinigen. Aber, ach! das war nur ein letztes, krampfhaftes Aufbäumen lebenssüchtiger nie gestillter Jugendlust gewesen. Im nächsten Augenblick schüttelte sie ein heftiger Fieberfrost, es lief ihr eisig über den Rücken, sie brach in die Kniee und glitt zuckend an Christel nieder.

„Es ist aus," flüsterte sie. „Lege mich hin — zum Sterben."

Er hob sie auf und legte sie auf das Polster.

„Es soll nicht sein," fuhr sie leise fort, „es darf auch nicht sein. Nimm das Licht, Christel, öffne die Thür dort und schau hinein."

Er that, wie sie ihm geheißen, öffnete die Thür und prallte zurück. Da drin lag auf dem Tisch auf ein weißes Kissen gebettet der entstellte Leichnam ihres Kindchens. Christel schauderte.

„Siehst du, Ärmster," sprach Wigel wieder, „das ist es, was mich nach sich zieht. Ich darf nicht mit dir gehen. Ich bin Mutter — ich liebte das Kind um so mehr, als ich ihn, dem es mitgeschenkt war, nie lieben konnte. Hab' Achtung vor der Mutter, geh jetzt und laß mich sterben."

Christel kniete wieder vor ihrem Lager hin. Sie legte die Hände auf sein Haupt: „Ich kann einmal dein Schatz nicht sein, Lieber," sagte sie, „laß mich deine Mutter sein, laß mich dich segnen, laß mich im Himmel für dich beten — damit will ich dir meine große Lieb' erzeigen."

Es war jetzt totenstill im Zimmer. Nur der noch offenstehende Fensterflügel klappte vom leisen Nachtwind bewegt in regelmäßigen Zwischenräumen auf und zu, als zähle er die Minuten ab, die Wigel noch zu leben habe.

Da ließ sich von der Straße herauf, erst fern, dann immer näher, ein schauerliches, dumpfes Rasseln vernehmen. Wigel schlug die großen Augen auf, blickte wild um sich, richtete sich mühsam etwas in die Höhe, und als das Geräusch ganz nahe vor dem Hause erdröhnte, sprang sie in jacher, entsetzlicher Hast vom Lager auf, lief gegen das Fenster zu, krallte ihre Finger wie rasend in den Busen ihres faltigen Gewandes und blieb so lauschend, mit weit vorgestrecktem Halse stehen. Christel faßte sie unter die Arme, denn sie schwankte heftig und drohte zu fallen. Sie wies mit der Rechten kurz hinunter auf die Straße und raunte Christel kaum vernehmbar zu: „Horch — sie kommen! Sie holen mein Kind."

Christel sah hinunter: da schoben sie einen großen, schwarz angestrichenen Karren heran, dessen breite Räder mit dickem Filz beschlagen waren, damit ihr nächtlich Gerassel nicht die

Bürger aus dem Schlafe schrecken sollte, denn es war erwiesen, daß viele aus bloßem Schreck gestorben waren. Es war der Pestkarren, geschoben und begleitet von den Pestknechten, wüsten Gesellen, wie auserlesen, die Schergen des „schwarzen Todes" vorzustellen. Die hielten alle brennende Wachskerzen vor ihren Mund gegen die Ansteckung. So zogen sie durch die Straßen und sahen an den Häusern hinauf, wo noch eine Leiche angemeldet würde.

Wigel riß Christel, der starr auf den unheimlichen Zug hinunter sah, vom Fenster weg, klammerte sich an ihn und rief mit halb erstickter Stimme und mit fliegendem Atem: „Schütze mich, schütze mich!"

Dann brach sie plötzlich zusammen, kroch auf den Knieen und den Händen nach der Thür und hielt das Ohr dicht daran.

Der Karren unten stand still. Man hörte die Stimmen der Totenknechte. Die Hausthürklinke wurde ungeduldig einige Male rasch niedergedrückt, dann der schwere Klopfer gerührt, daß es hohl dröhnend durch das leere Haus schallte und Wigel jedesmal zusammenfuhr. Dann hörte man ein heiseres Fluchen und Lachen und der schreckliche Karren setzte sich wieder in Bewegung und polterte dumpf über das schlechte Steinpflaster weiter.

Christel selbst war der Schreck so in die Glieder gefahren, daß er nicht einmal gleich Wigel beizuspringen vermochte, die sich jetzt vergeblich zu erheben suchte.

„Christel!" rief sie ihm matt zu.

Er raffte sich zusammen und schleppte sie wieder auf das Ruhebett. „Keine Rettung, Wigel? keine Rettung?"

„Nein, keine Rettung," antwortete sie: „es ist die Pest, ich weiß es jetzt. Flieh, guter Junge, ehe du auch erfaßt wirst; flieh und laß mich allein sterben. O weh, ich fürchte, mein

letzter Kuß ist wohl gar schon dein Tod gewesen. Ich will dich nicht nach mir ziehen."

„Ach," rief Christel, „wollte Gott, du hättest mich tot geküßt! Sterben muß ich nun doch, denn wie soll ich leben ohne dich?"

Da lief ein schwaches Lächeln über ihre Züge und sie sprach: „Du sollt leben; gedenke an das Große, das über dich kommen muß, an deine hohe Gabe. Lieber, thu' mir einen Gefallen, willt du? Du hast ja deine Geige bei dir: spiele mir zum Abschied die Weise noch einmal, die du vorhin unter meinem Fenster pfiffest. Es war auch dieselbe, wie damals, als du auf dem Apfelbaum saßest, weißt du noch? Aber wende dich ab, schau' mich nicht an, denn das Sterben sieht garstig aus."

Christel hätte am liebsten laut aufgeschrieen und geheult, aber er wollte das Ende nicht noch schlimmer machen! So verbiß er seinen Schmerz, holte seine Geige aus dem Sack hervor, stimmte und spielte die erbetene Melodie, so ergreifend — wie nur der Jammer um ein verlorenes Glück musizieren kann. Und aus jener Melodie heraus spann er Phantasien, Töne des Wehs, der trostlosesten Abschiedsstimmung, welche ein getreues Klangbild seines Seelenzustandes waren.

Da hörte er plötzlich mitten in sein schmerzliches Singen und Klingen hinein einen schneidenden Mißton schallen, so daß er die Geige vom Kinn nahm und sich erschreckt zu dem Lager herumwendete. Es war das letzte Röcheln der sterbenden Geliebten!

Er sah sie an und schauderte. Das Gesicht war arg entstellt und über die Wangen liefen die feurigen Peststrahlen. Er konnte den Anblick nicht ertragen und deckte, ohne daran zu denken, was er that, seine Geige über dies einst so schöne junge Antlitz. Da schlug Wigel noch einmal die großen Augen zu ihm auf — von den Saiten der Geige wehte ein leiser

Klang, und Wigel hauchte ihre Seele in das Instrument des armen Christel aus.

Der wandte sich erbebend weg.

Im Fenster stand ein Nelkenstock, von dem brach er zwei dunkelrote volle Blüten ab, die legte er der Toten auf den Mund, damit diese schwarzblauen entstellten Lippen nicht die letzte Erinnerung an sie seien. Dann drückte er ihr die Augen zu, biß sich auf die Lippen, daß das Blut herunterfloß, packte seine Geige ein und schritt die Treppe hinunter, aus dem Hause, aus dem Thore, aus dem Lande.

Das böse Fieber, welches ihn vor zwei Jahren heimgesucht hatte, bewahrte ihn jetzt vor der Ansteckung durch die gräßliche Seuche. Er lebte — und das Große kam über ihn: die Weihe eines tiefen Schmerzes, und machte ihn zum edelsten Künstler.

In der Schweiz ist er in spätem Alter verstorben. Seine Werke hat man erst vor kurzem wieder an das Tageslicht gezogen und daraus ersehen, daß er ein würdiger Vorläufer des großen Sebastian Bach gewesen.

Das ist die Geschichte von Christel und Wigel.

— 1881 —

Veit Zisolins Galgenfrist.

Eine Spitzbubengeschichte.

Das Jahr des Herrn 1704 war ein bös Jahr, dieweil der welsche Erbfeind wieder einmal in den deutschen Grenzlanden sengte und brannte. In Furcht und Zittern schwanden dem Bauern wie dem Städter Frühjahr und Sommer dahin. Was half es, seinem Geschäfte nachzugehen, oder seinen Acker zu bestellen? Was die Franzosen etwa übrig gelassen, das versehrten und verzehrten die Truppen der Verbündeten, und Hinz, Kunz, Stoffel und Michel, denen die spanische Erbfolge gerade so gleichgültig war, wie einem Köter, ob die Wurst, die er gestohlen, eitel Schwein oder auch etlichermaßen Roßfleisch sei; Hinz, Kunz, Stoffel und Michel schlugen ihre drei Kreuze ebensowohl vor den Engländern, Preußen und Österreichern wie vor dem Reichsfeind selbst. Der Monat August befreite endlich die armen schwäbischen Gauen von der grimmigen Kriegsfurie, weil darin Prinz Eugen mit Hilfe des Marlborough und des alten Dessauers die stolze Armee des großen Ludwig bei Blenheim aufs Haupt geschlagen hatte. So ward denn einmal ohne Frage der August der schönste Monat des Jahres; nur daß an dem Tage, an welchem Veit Zisolin ge-

henkt ward, ein rechtes miserables Armsünderwetter herrschte. Der heitere Schwabenhimmel war hinter schwarzen Wolken gänzlich verborgen und die dichten Regenstürze wurden von dem wütigen Westwinde wie nasse Trauerschleier über die zertretenen Felder geweht, welche des Prinzen Eugenius tapfere Reiterei vor wenigen Tagen zerstampft hatte. Die Schwadron, zu welcher Veit Zisolin gehört hatte, trabte auf der Landstraße davon und der Sturm blies die Roßschweife allesamt nach Osten, wie die Wetterfahnen. Der Profoß, welcher den Veit, den sauberen Schnapphahn und Marodebruder, gehenkt hatte, zottelte mit etlichen Gesellen auf abgetriebenen Gäulen der Schwadron nach und schimpfte gut deutsch auf Hundsfötter und Hundewetter.

Die Landstraße führte an einem kleinen Hügel vorbei, der mit einer Ellernkoppel bestanden war. Da machte der Wind sich Arbeit und knickte und knackte in den Zweigen herum, als ob er schwitzen oder die Gicht kriegen müßte. Das war ein Sausen und Rauschen und Rasseln und Prasseln, als rollten tausend Wagen mit klirrenden Ketten und schäumten tausend Bäche bergunter, felsüber in Schluchten und Gründe. Ein Neigen und Wiegen von Kronen und Wipfeln soweit man blickte über die wellige Hochebene der Oberneckargegend. Die grauen Weiden, Pappeln und Ellern, der graue Himmel, der graue Regenflor — und alles naß, zerflattert in Saus und Braus, zerwühlt und zerbrochen im wüsten Getose. Dabei sollte einer ruhig hängen!

An eine jener Ellern auf dem Hügel am Wege hatten sie ihn aufgeknüpft, den Veit Zisolin, den Erzhalunken, Spitzbuben und Marodeur! Zwar lächelte er etwas übertrieben und streckte der Welt seine rosenrote Zunge heraus, wie ein richtiger Philosoph; doch das war offenbar nur Verstellung, und sein Springen und Schwingen, sein Wiegen und Fliegen machte dem armen Schelm sicherlich keinen Spaß; denn er war sein lebenlang

wasserscheu gewesen, und nun hatten sie ihn im bloßen Hemde mitten in den dicksten Regen hineingehängt, der ihm seinen lieben Leib so gründlich bespülte, wie ihm das wohl nicht mehr zugestoßen sein mochte, seit ihm die Bademuhme den ersten Liebesdienst erwiesen.

Der Profoß und seine Leute waren kaum zehn Minuten davon, als eine Stafette von drei Dragonern desselben Weges geritten kam. Einer von ihnen blickte zufällig den Ellernhügel hinauf und sah den Hemdenmatz da droben tanzen.

„Donnerblitz! schau Kamerad, was die Ellern heuer für stattliche Frücht' tragen!“ rief der Dragoner, und die andern lachten darüber.

„Ist doch ein gut Avancement in bestehenden Kriegsläuften,“ sagte ein andrer. „Der ist hoch hinauf gekommen!“

„Ja, aber gebt acht: Hochmut kommt vor dem Fall,“ brummte der dritte, welcher einen blauen Fleck über dem linken Auge und eine erschreckliche Heiserkeit im Halse hatte. Damit gab er seinem Rößlein die Sporen und sprengte den Hügel hinauf. Sein Tier verwunderte sich baß über den lustigen Luftspringer, legte die Ohren an und machte Miene, das Hasenpanier zu ergreifen. Aber der Reiter nahm es kurz und riß an der Kandare, daß es aufstieg und sich zur Folgsamkeit entschloß, denn das elende Wetter hatte auch seinen Mut gar sehr gedämpft. Da stand es nun und stampfte und zitterte, während ihm der Veit Zisolin vor der Nase herumbaumelte. Und der Dragoner zog seine Plempe, stellte sich in die Bügel und hieb, hui! den dünnen Strick durch.

Der nasse Hampelmann fiel vornüber in eine Pfütze, die sich unter der Eller gebildet hatte. Das Gelächter der beiden andern Kerle scholl von der Straße herauf und der Held, welcher also den Hochmut vor den Fall gebracht hatte, steckte befriedigt seinen Säbel wieder ein. „Abi bist, Brüderle, aufi kannst di

selber bemüh'n!" murmelte er, indem er mit seinen Schelmenaugen bedeutungsvoll gen Himmel blinzelte. Dann ließ er seinen Braunen wieder den Hügel hinunter spazieren und freute sich dabei über die Angst der Kreatur, die noch immer scheu zur Seite schielte.

Nun lag also Veit Zisolin in der Pfütze und sah sich den Himmel mit der Rückseite an. Da ihm aber das Regenwasser in die Nase drang, war er genötigt, seinen Mund, der beim Herunterfallen zugeklappt war, wieder aufzusperren, wenn er etwa ja noch ein Bedürfnis zum Luftschnappen hatte. Dieses vollführte er denn auch und stieß dabei ein tiefes Grunzen aus. Dann hub er sein Haupt in die Höhe, nieste gewaltig, sah sich mit blöden Augen ein wenig um, richtete sich mühsam halb auf, wendete sich auf die andre Seite und saß nun richtig in der Patsche. Hm! machte er, und noch einmal hm! und dann faßte er sich an den Hals, löste mit leichter Mühe die schlecht geknüpfte Schlinge, betrachtete längere Zeit nachdenklich den Strick und sagte endlich deutlich und vernehmlich, ganz wie ein lebendiger Mensch und obendrein wie ein Oberbayer: „Herrgottsacra, wer jetzt an Schnaps hätt'!"

Darauf raffte er sich vollends auf, spähte die Landstraße süd- und nordwärts hinunter und in das flache Land hinein, sah weit und breit keinen Menschen, überlegte, fror und schlug sich die Arme um den Leib, um sich etwas warm zu machen. Dazu trampelte er mit den Füßen in einem kleinen Kreis herum, immer hübsch im Takt, und je rascher und wärmer er das Blut durch die Adern rollen fühlte, desto lustiger ward er. Er begann erst leise, dann immer lauter ein Schnaderhüpfl zu pfeifen, ja noch mehr: er erfand sogar einen seiner seltsamen Lage angepaßten neuen Vers dazu, denn er hatte eine poetische Ader, und sang ihn mit gutem Humor:

„A Hemd und a Strick
Und a ganzes Genick:
Ja was braucht der Mensch noch?
Fidel san mer doch! Juch!“

Dabei schwang er seinen Strick über dem Kopfe, wie ein Major, der sein Bataillon ins Gefecht führt, den Degen. Ging es doch jetzt wieder ins Gefecht gegen das böse Leben, das er schon überwunden zu haben vermeinte. Und das tapfere Bataillon, welches er anzuführen die Ehre hatte, das waren seine sauberen Spitzbubengedanken, die alle mit ihm zusammen wieder lebendig geworden waren. Da galt es, auf dem Posten sein und Mannszucht halten, was keine Kleinigkeit ist, denn so ein Spitzbubengedankenvolk erfordert einen ganzen Kerl zum Kommandeur. Man sah es dem Manne an, daß er mehr als Grütze, daß er, so zu sagen, Philosophie im Kopfe habe; wie er denn auch in der That ein frommer Weltweiser war. Seine Frömmigkeit bestand nämlich darin, daß er an jedem gesegneten Abend betete: Herr, ich danke Dir, daß Du die Dummen nicht lässet aussterben Und seine Weisheit erging sich in ernsthaften Betrachtungen über die angenehme Notwendigkeit, ein Spitzbube zu sein, wenn man es in der Welt zu etwas bringen wolle.

Es hörte auf zu regnen und der Himmel erhellte sich rasch, so daß man wieder eine freiere Umschau gewann. Da erblickte denn Veit Zisolin in nicht allzu großer Entfernung den Turm und die Dächer eines Dorfes, welche über einem wogenden Weidenwalde sichtbar wurden. Und wieder sang er:

„A Hemd und a Strick
Und a ganzes Genick,
Kan Sack und ka Geld,
So geht's durch die Welt!“

und lief, was er laufen konnte, dem lockenden Dorfe zu.

Gerade als er am ersten Hause desselben anlangte, brach die Nachmittagssonne durch die Wolken. Die Schwalben kamen

unter dem Dach und die Menschen aus ihren Behausungen heraus, in welche sie das Malefizwetter den ganzen Tag über gebannt hatte. Das traf nun freilich der Veit Zisolin schlecht, denn er mußte die halbe Dorfgasse entlang Spießruten laufen. Hei, das war ein Schauspiel! Ein Hemdenmatz mit einem Strick um den Leib, der sich just den einzigen Sonnenstreif des Tages erwählt, um darin zum Scandalum christlicher Bauersleut auf gehangen oder gefangen durch das Dorf zu laufen. Die jungen Dirnen kreischten, die alten Weiber sperrten Mund und Augen auf und die Burschen schrieen juchhei! rannten hinter ihm her und warfen Steine nach ihm. Veit Zisolin aber fand trotzdem wohlbehalten seinen Weg zum Ochsenwirtshaus, sprang an dem entsetzten Wirt vorbei in die offene Hausthür und geriet mit den nächsten zwei Sätzen in die Küche, wo er die runde Frau Wirtin am Herde in einer Pfanne rührend fand.

Krack klirr! Da lag der Brei am Boden und die Wirtin wäre unfehlbar hinterdrein gefallen, wenn sie der Veit nicht flink in seinen Armen aufgefangen und ihr mit fliegendem Atem zugeflüstert hätte: „Nix erschreck, padrona, bin nix Geist. Un povero Italiano — maledetti Spitzbubi alles gestohle bis auf Hemd, Teufel hol' sie! Mir aben zerslagen Kopf, aber ick nix tot — fortgelaufe presto presto — eccomi! Gieb Sie mir Snaps und 'Ose, misericordia padrona!“ Kaum hatte er den letzten dieser abgebrochenen Sätze hervorgekeucht, als die Küchenthür aufging und der dicke Wirt, gefolgt von einem ganzen Schwarm junger Bursche, mit einem Knüttel in der Faust auf der Schwelle erschien. Jetzt sah die Sache für den armen Galgenvogel gefährlich aus. Aber ehe der Wirt noch ein Wörtchen sagen konnte oder einen Schritt in die Küche hinein gethan hatte, lag Veit schon vor ihm auf den Knieen und sprudelte einen breiten Strom kauderwelschen Zeuges hervor, in welchem er das Märchen seiner Italienerschaft und jämmerlicher Beraubung ausführlicher wieder-

holte. Das verfehlte auch nicht die beabsichtigte Wirkung; denn während die Bauernburschen dumm lachten, fühlte sich das weiche Herz der Wirtin zu Mitleid bewegt und sie trat auf ihren Gemahl zu, der zur Zeit noch keine eigene Meinung gefaßt hatte, und sagte: „Du, Hansel, jag' doch die bösen Buben 'naus und reich' dem armen Welschen a Paar Hosen, daß ma sich nit zu schäme braucht."

„Ja," sagte Hansel, rückte seine Zipfelmütze über das linke und kratzte sich hinter dem rechten Ohr: „Ja, aber wann er's nachher nit zahlt!"

„Sei Sie ruhik, padrone, per Bacco, ick alles bezahl'. Ick kann maken fidel, fidel, fidel, wenn Sie mir geb' un violino, ick lann lassen der Püppgen tanzen und sage' si belle cose — serr szöne Saken. Misericordia padrone! geb' Sie mir ein Os und eine, sweie, dreie Snaps!"

Die Wirtin redete ihrem schwerfälligen Eheherrn noch etwas zu und bald ergab er sich drein. Sie forderte dann die Burschen auf, am Abend mit den Mädeln zum Tanze zu kommen und schickte einen derselben zum Schulmeister mit der Bitte, seine Geige für die Nacht herzuleihen. Die Burschen zogen zufrieden ab, Veit Zisolin bekam nicht nur drei Schnäpse, die ihm gar sehr wohl thaten, sondern auch die nötigste Kleidung von der guten Frau, und Hansel ging auf Veits Begehren hinaus, um einen Bogen Papier, Feder und Tinte zusammen zu suchen. Dann wies ihn die Wirtin in eine Kammer, in welcher ein unbenutztes Bett stand, legte die geborgten Sachen fein säuberlich auf den Federsack und stellte ein Paar ausgetretene Schlafschuhe vor das Bett.

Veit warf ihr eine zierliche Kußhand nach, schlüpfte dann sofort in die hoch aufgeschichteten Federn und schüttelte sich, daß die Bettstelle in allen Fugen krachte. Dann drehte er sich behaglich auf die Schlafseite und begann friedlich zu schnarchen.

Aber schon nach einer Stunde wachte er wieder auf, rieb sich die Augen, setzte sich aufrecht und dachte nach. Die Dorfuhr schlug sieben. Da kroch er hurtig aus dem Bett, reckte sich, gähnte und zog dann eiligst die bereit liegenden Sachen an. Darauf setzte er sich an den Tisch, nahm Papier, Feder und Tinte vor und begann langsam große Buchstaben quer über den ganzen Bogen zu ziehen. Als das Schriftstück fertig war, beschaute er es zufrieden. Es lautete also:

„Die Lust erweckende Historia
Von König David und Bathseba
Heut allhier beim Ochsenwirt
Mit allem Fleiß agieret wird.
Für ein Stüber
Oder darüber
Erschaut man sein Mirakulum
Von einem christlichen Spektakulum.
Drum wer nit selbst ein Ochs will sein,
Der stell' sich bald im Ochsen ein."

Dies Plakat bat er den Wirt, an der Schenkenthür anzuheften. Und während sich unten ein großer Haufen Neugieriger sammelte und die des Lesens Kundigen den andern die vielversprechenden Verslein vorlasen, machte sich Veit Zisolin in seiner Kammer bereits eifrig mit allerhand bunten Lappen, die er der Wirtin abgebettelt hatte, zu schaffen, indem er daraus gar geschickt vier Puppen formte, denen er mit Tinte Gesichter malte und mit etwas Blut aus seinem Finger die Backen rot färbte. Zur Stunde der Vorstellung lag ihm schon ein ganz artiges Personal bereit. Der Schulmeister hatte seine Geige willig hergeliehen, so daß die Zuschauer auch Musik zu hören bekamen. Hernach tragierten die vier Puppen gar erbaulich die Historia von König David und Bathseba. Zisolin, der Allerweltskerl, war keinen Augenblick verlegen, was er seine Schauspieler sagen lassen sollte, und sein gebrochenes, mit italienischen Brocken untermischtes

Deutsch deuchte den guten Dorfbewohnern wunders was. Sie lauschten mit großer Andacht und Ehrfurcht und brachen nur in ein plumpes Gelächter aus, wenn David und Bathseba sich zärtlich umarmten und küßten oder wenn geprügelt wurde, welches häufig der Fall war. Der Schluß des Dramas war sehr frei nach der heiligen Quelle gearbeitet, indem nämlich König David zur Strafe für seine Sünden auf himmlischen Befehl aufgeknüpft werden sollte, jedoch da er auf der Leiter stehend, geschwind den hundertunddreißigsten Psalm erfand, welchen Zisolin gar beweglich sang und auf der Gitgit begleitete, wieder zu Gnaden angenommen ward. Den Beschluß bildete ein heiterer Auftritt zwischen Uria und Bathseba, in welchem jener genasführte jüdische Offizier sich in ungemein deutlichen und kraftvollen Verwünschungen ihrer Untreue erging und seinen Worten, zum größten Ergötzen der Zuschauer und zum warnenden Exempel für alle wankelmütigen Weiber, durch seinen Knüttel den gehörigen Nachdruck zu verschaffen suchte.

Sobald das Schauspiel zu Ende war, begann Veit munter seine Fiedel zu streichen und die Paare schwangen sich rundum im Tanze, kreischten und lachten bis nach Mitternacht. Der Hansel merkte nicht, daß sein frisches, kugeliges Weibchen gerade so Augen machte, als ob es nicht übel Lust habe, den Galgenvogel, den Veit Zisolin, für den König David, ihn selbst aber für den Uria anzusehen. Er gähnte immer anhaltender und schlich sich endlich gar aus der Wirtsstube fort, um in seine Federn zu kriechen. Es ging auch wahrlich ohne den Hansel lustig genug im Ochsen zu.

Der wackere Veit Zisolin hatte wahrhaftig ein anstrengenderes Tagewerk hinter sich als alle die Leute, denen er zur Nacht aufgespielt — und doch schlief alles in der Schenke sowohl, wie im Dorfe noch den gottseligsten und gerechtesten Schlaf, als er bereits durch ein Fenster auf die Straße stieg

und dann, des Schulmeisters Geige auf dem Rücken, des biedern Hansels alte Kleider auf dem Leibe und den am Abend verdienten Zehrpfennig im Sack, gemächlich zum Dorfe hinaus und dem Schwarzwald entgegenschlenderte Die Rechnung hatte er in klingender Münze der lieben Frau Wirtin auf den roten Mund gezählt, und die schlechte Fiedel des Meisters Bakelrex meinte er als ein kleines Andenken behalten zu dürfen. Er zog mit voller Seelenruhe auf neue Abenteuer aus, fühlte sich in seiner Haut so wohl wie lange nicht und machte sich um seine Zukunft nicht die geringsten Sorgen. War er ja doch noch immer mit einem oder höchstens zwei blauen Augen aus jeder Fährlichkeit entronnen.

Er hatte seine ruhmreiche Laufbahn als Musikus begonnen; eine ganze Reihe Spitzbübereien machte ihm aber bald das Dasein in seiner bayrischen Heimat so gefährlich, daß er es vorzog, mit den Kaiserlichen in Italien zu fechten. Doch weil er sich mit der strengen Mannszucht nicht recht befreunden konnte, desertierte er und trieb sich ein ganzes Jahr lang in Italien herum. Die Sehnsucht nach der Heimat lockte ihn jedoch wieder über die Alpen. Er langte gänzlich mittellos im Oesterreichischen an und sah sich genötigt, um nicht zu verhungern, wieder Handgeld zu nehmen und es noch einmal mit der Reiterei zu versuchen. Leider hatte er aber nach der siegreichen Schlacht bei Blenheim den unglücklichen Einfall gehabt, ein wenig auf eigne Rechnung zu marodieren, und das hätte ihm beinahe sein lustiges Leben gekostet.

Er schlenderte also gemächlich den Bergen zu, und als er die erste Anhöhe erstiegen hatte, wandte er sich um und schaute nach dem Dorfe zurück, das im glühenden Lichte der jungen Morgensonne gar lieblich aus seinem Gehege von Weiden und Obstbäumen hervorlugte. Und er sang mit hellem Tone in den Morgen hinein:

„Juchhe, wie mich das lustig macht!
Ade, mein Schenkenhaus!
Die Sonne scheint so hell und lacht
Den dicken Hansel aus.

Ade, Frau Wirtin, leb' sie wohl
Und blüh' wie eine Ros'!
Habt Dank für Euer Kamisol
Und für die Lederhos'!

Juchhe, du rote Morgenpracht!
Juchhe, du Himmelsgold!
Juchhe, wie mich das lustig macht —
Frau Wirtin, bleibt mir hold!"

Dann schritt er munter fürbaß, bog von der Straße ab und lief quer durch den dunklen Tannenwald, welcher das Bergland weit und breit bedeckte. Er mochte so ungefähr zwei Stunden mählich bergan gestiegen sein, als er wieder auf einen Fahrweg stieß. Er setzte sich an dem steilen Wegrande nieder, um einen kleinen Imbiß zu sich zu nehmen, welchen er gleichfalls der Speisekammer der liebwerten Frau Ochsenwirtin entlehnt hatte, Er zog aus der Tasche seines langen Schoßrockes, der ihn gar seltsam kleidete, da er mit seiner straffen Gestalt und dem grimmig forschen Schnurrbart durchaus nicht im Einklang stand, eine schöne, lange Mettwurst und einen Laib Brot hervor. Dabei fiel auch sein Strick heraus, den er als Erinnerungszeichen und als Talisman gegen das Wiedergehenktwerden zu behalten beschlossen hatte. Er stillte mit Muße und Behagen seinen Hunger, packte seine Vorräte wieder ein und streckte sich dann der Länge nach auf dem weichen Teppich dürrer Fichtennadeln aus. Er ließ den Strick durch die Finger laufen und stellte seine Betrachtungen darüber an, wie es wohl gekommen sein mochte, daß ihn die gestrige, hochnotpeinliche Prozedur nicht in ein besseres oder auch schlimmeres Jenseits befördert habe. War die Nässe des Strickes daran schuld, daß sich der Knoten

nicht völlig zuziehen konnte, oder hatte der Profoß die Arbeit des Henkens an und für sich leichtfertig betrieben? Veit Zisolin legte sich die Schlinge um den Hals, erst auf die, dann auf jene Art, bis er zuletzt eine Weise gefunden zu haben meinte, wie einer sich henken könne, ohne Schaden dabei zu nehmen. Er stand auf, ungeduldig, seine Erfindung zu erproben, bog einen starken Fichtenast herab, befestigte seine gehörig vorbereitete Schlinge daran, steckte seinen Kopf hinein und ließ endlich den Ast los. Der Versuch war gelungen, er hing fröhlich am Baume und zappelte mit den Beinen. Die Schlinge ruhte nämlich unter dem Kinn und der unverrückbare Knoten derselben lag auf dem Hinterkopfe auf, so daß die Kehle nicht zugeschnürt werden konnte. Trotzdem war das Hängen, wenn es sich gleich schon auf einige Zeit aushalten ließ, doch auf die Dauer recht empfindlich und Veit wollte sich gerade wieder mit den Armen hochziehen und den Kopf aus der Schlinge befreien, als er zwei Bäuerlein vom Thale her auf sich zuschreiten sah, die ein gemästetes Schwein zu Markte trieben.

„Kruzitürken!“ murmelte er: „Dös gibt a G'spaß.“ Und er streckte die Zunge weit heraus, verdrehte die Augen und spreizte alle zehn Finger auseinander.

Als die Schweinstreiber sich ihm etwa auf zwanzig Schritte genähert hatte, warf der eine zufällig einen Blick an der Schlucht hinauf und sah den losen Kramtsvogel droben hangen.

„Ach, du lieb's Herrgöttle! Lueg, Jockele, do hängt eppes,“ rief das erschreckte Bäuerlein zitternd aus und das andre bebberte alsogleich in den Knieen und drängte sich dicht an das erste.

„Komm vorbi! 's thut nimmer guet, wann mer als so fruh schon a'm Gehenkte aufstoßet. Merk', Kaschperle, mer verkaufent desch Säuele heunt nimmer.“

„Lueg Jockel,“ begann das erste Klappermännlein wieder und blickte scheu hinter sich. „Was der für an Schnauzer hat!

Jesses! und was er sei Züngle ausrecket, und sei' Maul zieht er so wihscht der Quer, als ob er sei' G'spött mit uns treibet."

„Schau di nit um, schau di nit um!" warnte das andere Hasenpeterlein wieder und beide trachteten sich eiligst zu salvieren und prügelten die träge Sau in ihrer Angst so arg vor sich her, daß es ein Höllengequieke gab.

Kaum aber waren sie um die nahe Biegung des Weges verschwunden, als der Schalksnarr am Fichtenast seinen Kopf aus der Schlinge zog, die Fiedel vom Boden aufraffte und spornstreichs den Bauern nachlief, jedoch im Walde, damit sie ihn nicht sehen könnten. Da sie mit ihrem Tiere nur langsam vom Flecke kamen, so war er ihnen bald ein gutes Stück voraus. Bei der nächsten Wendung, die der Weg machte, hielt er an, verschnaufte sich ein wenig und wartete, bis er ganz in der Nähe das unwillige Grunzen des Marktschweinleins vernahm. Da hängte er sich alsbald wieder an einen starken Ast, der ein gut Ende über den Weg hinaus ragte. Die Bäuerlein wurden seiner ansichtig, sowie sie um die Ecke bogen, denn er baumelte ihnen fast vor der Nase herum.

„Jesses-Maria-Joseph!" schrieen beide wie aus einem Munde. „Do hängt als noch aner!" und sie packten sich gegenseitig am Arm und zeterten aus vollem Halse, bis auf einmal eins noch käsweiser als das andre ward und schlotternd und lotternd stammelte:

„Moin, Jockele lueg, 's ischt der Selbig'!"

„O Jemerle, Jemerle!" wimmerte das Jockele und fiel in die Kniee und das Säuele that einen Ruck am Strick, daß es noch vollends auf die Nase fiel. Aber dieser Zusammenstoß mit der feuchten Mutter Erde machte dem Bäuerlein plötzlich seinen Mutterwitz wieder hell und es sagte noch am Boden liegend mit pfiffigem Ton: „Jo schau, Kaschperle, wenn's der Selbig'

ischt, kann er nit drunten au gehenket sein, und ischt er drunte gehenket, kann's nit der Selbig' sein."

„I sag' d'r, 's ischt der Selbig'," erwiderte das steifnackige Kasperle.

„Jo, du bischt doch a Dummer! schau, wenn aner drunte hangt, kann er doch nit au drobe hange, gelle du?"

„Aber i sag' d'r, 's ischt der Selbig'! Schuh und Schtrümpf, und Schnauzer und alles!"

„Na, Kaschperle!" rief Jockele hitzig: „Nimm doch dein schlechte Verstand z'samme: Wenn eins drobe ischt, kann's nit au drunte sein, nit wahr? Und wenn er desch drobe ischt, ischt er nit desch drunte, und wenn desch Säuele do im Säustall ischt, ischt's nit auf der Tanzbühn, und wenn du dein Verstand bei dei'm Bärbele daheim g'losse häscht, nachher häscht'n nit mit auf de Markt bracht!"

„Moin, du Lästermaul!" schrie Kasperle wütig. „I will d'r dein Rache verschlage, daß d' dein Lebtag ken Schwartemage mehr schlinge sollsch. 's ischt der Selbig', sag' i und wenn'st die Seligkeit dawider setzt."

Beide Schlauköpfe standen sich mit drohend erhobenen Knütteln gegenüber, und das Jockele schrie, daß es kupferrot im Gesicht ward: „Ei, du kreuzmillionesiebenundsiebzigtausendmal vernagelter und verhagelter Himmelhund und Strohmichel du — — —"

„Wart e bizle," fiel das Kasperle ein, „jetzt will i d'r's weise, du Lampel, ob's der Selbig' ischt oder nit, und nachher magst d' weiter schumpfe!" Damit machte er kehrt und lief den Weg wieder zurück. Und das Jockele band eiligst die Sau an einen Baumstumpf fest und zottelte so eilig hinter dem Kasperle drein, daß seine langen Rockschöße wie zwei Fregattenwimpel hinterher flatterten und es seinen Nebelspalter verlor, ohne deß zu achten.

Kaum waren die zwei erbosten Philosophen, welche sich

dergestalt nicht über den Grundsatz der Einzelheit oder Einerleiheit vereinigen konnten, aus dem Gesicht verschwunden, als Veit Zisolin sich behende von seinem Ast heruntergleiten ließ, die Sau lachend losband und sie vergnüglich quer durch den Wald von dannen trieb. Er vermutete ganz richtig, daß die Bäuerlein, wenn sie ihr schönes Schwein lang genug vergebens gesucht haben würden, unverrichteter Dinge wieder in ihr Dorf zurückkehren und dort über das grausige Teufelsblendwerk einen gewaltigen Lärm schlagen würden. Deshalb ging er nur so weit in den Wald hinein, bis er annehmen durfte, daß man das Quieken und Grunzen auf der Straße nicht mehr hören könne. Da verweilte er sich ein Stündlein und benutzte diese Muße, wie das so seine Art war, dazu, sich ein Verslein auf das jüngste Abenteuer zu machen. Es flossen ihm dergleichen Schnaderhüpfeln und G'stanzeln gar leicht zu, doch vergaß er sie gemeiniglich auch wieder, weil er nie etwas aufschrieb und in seinem siebartigen Gehirn überhaupt nichts lange haften blieb. Das jüngste Lied aber lautete also:

„Ein Kleeblatt einst des Weges ging,
  Trudliadiadiada!
Ein Tannzapf hoch darüber hing,
  Trudliadiadiada!
Das Kleeblatt war ein Mutterschwein,
  Trudliadiadiada!
Zusamt zwei tapferen Bäuerlein,
  Trudliadiadiada!
Das Kleeblatt sah den Tannzapf kaum,
  Trudliadiadiada!
Schlug gleich vor Schreck ein' Purzelbaum.
  Trudliadiadiada!
Das Kasperle verschwur sich sehr,
  Trudliadiadiada!
Das Jockele schrie noch viel mehr,
  Trudliadiadiada!

Sie wurden beide purpelrot,
  Trudliadiadiada!
Und schlugen fast einander tot,
  Trudliadiadiada!
Sie liefen endlich gar davon,
  Trudliadiadiada!
Der Tannzapf kriegt die Sau zum Lohn,
  Trudliadiadiada!
Nun, Säulein, spring' zur Vigolin.
  Trudliadiadiada!
Der Tannzapf heißt Veit Zisolin!
  Trudliadiadiada!"

Als er nun die Luft rein glaubte, trieb er sein neues Besitztum wieder der nämlichen Straße zu, um es womöglich im nächsten Flecken zu verkaufen. Er hatte noch keine hundert Schritte auf jenem Waldwege zurückgelegt, als er plötzlich vor einem wunderlieblichen Schauspiele dermaßen erschrak, daß er wie angewurzelt stehen blieb. Da sah er am Wege unter einem Ebereschenbaum ein braunes Mädel, zerlumpt und ungekämmt, mit bloßen Füßen. Es lag lang ausgestreckt im Grase, die Hände unter dem schwarzen Zauseköpfchen verschränkt und hatte die Augenlider geschlossen. Um den trutzig lieblichen Mund spielte ein spitzbübisches Lächeln. Träumte es wohl?

Veit Zisolin hatte in der Heimat wie in Welschland manch holdes Kind erspäht, manchen weichen Mund geküßt und war just kein Wartebis und Traumichnicht. Aber solch junges braunes Wunder hatte er sein' Tage noch nicht erschaut. Da stand er und staunte und traute sich keinen Schritt mehr vorwärts, aus Furcht, die Liebliche zu wecken, wie gern er ihr auch ganz nahe in die wachen Augen geguckt hätte.

Er stand noch immer mit verhaltenem Atem auf seinem Flecke und achtete nicht des guten Schweinleins, welches sich be-

haglich in den Graben gebettet hatte und ein Schläfchen zu machen geneigt schien, als in dem Ebereschenbaum ein Vogel zu pfeifen anhub. Da schlug das Mägdelein ein Paar runde Schwarzkirschenaugen groß auf und lachte hell auf, daß die beinweißen kleinen Zähne nur so blitzten.

Und wie sie die lustigen, roten Beeren da oben erblickte, klatschte sie in die Hände, sprang flink auf die Füße und kletterte dann, wie eine Katze so geschmeidig, an dem glatten Eschenstamme hinauf. Sie pflückte sich eine schöne volle Dolde ab und ließ sich geschickt wieder hinunter gleiten. Dann setzte sie sich auf den Wegrand nieder, legte anmutig die Füße übereinander, zog Nadel und Faden aus ihrem Röckchen und reihte lächelnd, strahlend vor kindischer Freude die leuchtenden Beeren darauf. Und wie sie sich das rote Kettlein um den feinen Hals schlang, wandte sie die gefährlichen Augen dem armen Veit Zisolin zu, ganz ruhig, ohne über seine Gegenwart zu erschrecken, ja man hätte fast meinen mögen, ohne ihn überhaupt wahrzunehmen. Es war dem schlimmen Galgenvogel nicht viel anders zu Sinne, als an dem Morgen, da er gehenkt werden sollte. Sie blickte ihn geradeaus an und so durch und durch, wie wenn er Luft für sie wäre. Das kränkte den Veit und er wollte eben einen Schritt vorthun und die Braune anreden, als sein Schweinlein sich grunzend aufraffte und, auf die Vorderstotzen gestemmt, gar drollig über den Rand des Grabens äugte. Über diesen Anblick brach das Mädel in ein lautes Gelächter aus, und darüber erschrak wieder das fette Tierlein also, daß es aus dem Graben heraus sprang, sich in eiligen Trab setzte und, den Strick hinterdreinschleifend, die Landstraße hinuntertrappelte. Und das seltsame Mädel war mit einem Satz vom Wegrand herunter und lief der Sau nach, indem es dabei wie närrisch schrie: „Hej! Hej! Holla! Holla!“

Nun ließ das Tier seine Stimme auch höher und heller

erschallen und lief, was es laufen konnte; aber das Teufelskind war flinker, packte es beim Schwanz und ließ sich eine ganze Strecke weit von ihm fortzerren, bis es sich endlich matt in den Staub der Straße duckte. Da mußte es gar erdulden, daß das Mädel sich auf seinen speckfeisten Rücken setzte, es mit den nackten Fersen in die Weichen trat, schrie, hetzte und es an den Ohren zog — bis endlich der Veit sich aus seiner Betäubung aufgerafft und sich herzu begeben hatte.

Da stand er nun und sah zu ihr hinunter und sie sah zu ihm herauf und lachte. In seiner Seele ging es drunter und drüber, wie wenn alle Reime der Welt auf einmal darin erklängen und durcheinander schwirrend ihre rechten Plätze suchen wollten. Doch sein Blut schlug ihm bis in den Hals und er wußte nicht, was er vorbringen sollte. Was konnte er der tollen Dirne auch sagen? Sie sah gar nicht aus, als ob sie Deutsch verstünde und . . . aber wie sie ihn anguckte! Du Toffel, nun sag' doch was! Das lag darin. Es ruckte ihm in den Armen, als müsse er sie gleich so mir nichts dir nichts da hineinschließen und dann abwarten, ob sie diese Sprache verstehen wolle. Aber statt dessen griff die zuckende Hand bloß an des Hansels Zipfelmütze und die Lippen stammelten ein frommes „Grüß Gott, Deandl!"

Da schnellte das Mädchen in die Höhe, lachte laut auf, schleuderte ihm das Leitseil, das es eben in der Hand hielt, zu und rief: „Da!" Und dann drehte es sich auf den Hacken herum, warf die Lippen verächtlich auf und ging davon. Und der Veit schlug wie im Traume mit seinem Stocke auf das arme Schweinlein, so daß es sich grunzend aufrappelte und ihn im Weitertrotteln hinter sich drein zog. Da wurde es ihm plötzlich so siedheiß zu Mute, daß er stille stand, das Tier an einen Baum band und sich den schweren, dicken Schoßrock auszog. Dann wandte er sich ängstlich um und schaute hinter sich.

Da stand das Zigeunerkind, die Hände trotzig in die Hüften gestemmt und sah ihm nach. Das rote Kopftuch, unter dem überall das zerzauste Rabenhaar hervorquoll, leuchtete grell in der Sonne und die blitzenden Augen darunter blickten so hohnvoll und doch so siegesgewiß!

Veit Zisolin wußte nicht, was er that. War es sein böser Engel, der ihn hieß, seinen Rock fortzuwerfen, der Zigeunerin entgegenzulaufen, mit einem lauten Jubelruf seine dumme Zipfelmütze in die Luft zu werfen und herausfordernd die Arme auszubreiten? Da schüttelte sie sich vor Lachen, wich rückwärts tänzelnd vor ihm zurück und streckte die kleinen, braunen Hände abwehrend gegen ihn aus. Und er faßte diese Händchen, zog an ihnen das Mädel heran und schaute ihm mit heißer Frage in die Augen. Nun hörte es auf zu lachen und hielt seinen Blick aus, ohne mit der Wimper zu zucken. Sie lasen gegenseitig in ihren Seelen und fanden, daß sie beide unter demselben Sterne geboren seien, nämlich unter dem verschmitzt zwinkernden Gaunerstern Merkurius, zur Stunde, da er der Frau Venus am nächsten gestanden. In ihren Zügen lag Stolz und Neugier, als sie ihn so forschend anblickte: Stolz auf die Eroberung dieses stattlichen, männlich hübschen Gesellen, Neugier auf das, was aus diesem schwarzbärtigen Munde nun endlich herauskommen werde. Aber er redete noch immer nicht und ließ den Blick nicht von ihrem reizenden Gesicht. Endlich drückte er ihre Rechte gegen sein Herz und lächelte ihr dabei zu, als ob er sagen wollte: „Nun, weißt du, was das bedeutet?"

Wie es in ihren nachttiefen Augen aufblitzte, als sie dies rasche, heftige Pochen spürte! „Hu!" sagte sie, — „Tak, tak, tak, tak! Hast Flunkert[1]) im Leib, Schäks[2])?"

Die nachfolgenden Ausdrücke sind dem älteren Rotwelsch entnommen, zum größten Teil übrigens auch heute noch in wenig veränderter Form in der Gaunersprache üblich: [1]) Feuer. [2]) Liebster.

Da gewann endlich der Veit seine Sprache wieder, zog die Dirne an sich, streichelte ihr die weichen Wangen und rief: „Eia Schickse [1]), kannst kaspern [2])? Teufelskind, dein brochus Achem macht mir krachus im Kiwit [3]). Willst mein sein, du lieb's Deandl von der Straßen? Schau, so gut bin i dir."

Er hatte das so weich und schmeichelnd gesagt, daß das wilde Kind die Augen niederschlug und lieblich errötete. Und dann warf er mit einem lauten Schrei das leichte Ding, nachdem er es ein paarmal sich in den Hüften hatte wiegen lassen, in die Luft, wie es die Burschen in seiner Heimat beim Tanz mit den Mädeln machen. Und dann zog er's an seine Brust und küßte es auf den Mund. Und darauf flüsterte er ihm, wie mit drohender Glut, ins Ohr: „I halg [4]) di, wenn du mi nit so liebst, wie i di, — daß du's nur weißt!"

Da jauchzte die Zigeunerin auf, fuhr dem Veit mit allen zehn Fingern in die dunklen Locken und zauste ihn mit aller Kraft, indem sie dabei finster die Stirn runzelte. Und dann beschaute sie ihn sich noch einmal vom Kopf bis zu Füßen, lehnte plötzlich ihr dunkles Haupt an seine Schulter und guckte lächelnd zu ihm auf.

„Ach du minnetes Mulmchen [5])!" flüsterte Veit und strich zärtlich über ihr Haupt. „Wie magst heißen, dees wüßt' i gern."

„Feisril heiß' i."

„Feisril? Närrischer Nam' und net halb so schön wie du? Feisril — wer hat je so an verruckten Namen gehört?"

„So heißt der Czigany den Morgen," erklärte sie mit ihrer weichen, melodischen Stimme und der fremdländischen Aussprache. Und dabei wiegte sie fortwährend das Köpfchen

---

[1]) Mädchen. [2]) Die Diebssprache sprechen. [3]) Dein böses Auge macht mich krank im Kopf. [4]) Töte. [5]) Samtenes Mädchen.

auf seiner Schulter hin und her und ihre schmachtenden Augen gaben die seinen nicht frei.

„Wie heißt und wo kommst her?“ begann sie nun ihrerseits zu fragen.

„Veit Zisolin heiß' i und vom Galgen kimm' i,“ antwortete er, indem er scherzend ihre eigne Sprechweise nachahmte.

Sie lachte ungläubig auf und frug weiter: „Wo gehst hin?“

„Ach, Deandl, mir gehn alle dahin, wo mir herkemma san! — Wo kimmst aber du her, Feisril? Aus der Höll', mein' i. Da ist's schwarz und heiß wie du! — Aus dem blauen Bimbamhimmel bist net, du tolle Koje [1])! Bist am End' dem Beelzebub sei' Jüngste?“

Mit lächeldem Munde und sich wiegend wie bisher, sagte das schöne Kind: „Wo Feisril herkommt? weiß nicht, — ist in ganze Welt zu Haus! Der große Woywod sie hat verflucht — Feisril nimmer mit den Czigany wandern darf — Feisril hat gepeckert [2])!“

„Was hast?“ Veit Zisolin schrak zusammen und stieß unwillkürlich das Mädchen von sich. „Du hast . . .?“ Er machte die Handbewegung eines Dolchstoßes.

Sie blickte einen Augenblick finster vor sich hin und sagte mit gedrückter Stimme: „Ja, mit dem Dolmen [3]). Böses Schwester hat Feisril ihr' Schäcks gempfen [4]) woll'n — Ah: ravasz macska [5])! — Hat Feisril Dolmen genommen und — da! — so und so — maustot!“

„Dein' eigne Schwester!?“ rief Veit und ein Schauder kroch ihm über den Leib. An seinen Händen klebte noch kein Blut außer jenem, wofür er seinen obersten Kriegsherrn verantwortlich machen durfte. Ja, er war ein Spitzbube von

---

[1]) Frauenzimmer. [2]) Gemordet. [3]) Dolch. [4]) Stehlen. [5]) Ungarisch: falsche Katze.

Haus aus, ein Halunke von Satans Gnaden, aber noch grauste ihm vor dem Morde, noch konnte er sich mit Abscheu von der Verbrecherin wenden und . . .

Aber da schlug sie wieder ihre unentrinnbaren Augen auf, lachte ihn kindisch lieblich an und sagte: „Du bist stumm wie Fisch — Hej? Du Feisril nix verraten, armes Zigeunerkind, was dich so igen, igen [1]) liebt.“ Das letzte flüsterte sie ihm ins Ohr und schmiegte sich wieder eng an ihn wie vorher.

Und er konnte dem süßen Zauber nicht widerstehen. Mit Leib und Seele war er ihr verfallen, seit er ihr so tief in die Augen gesehen und ihren jungen Mund geküßt hatte. Er legte seinen Arm sanft um ihren Leib und sie den ihren um seine Schulter, und so schlenderten sie langsam die Straße fort, das fette Schweinlein als Drittes im Bunde vor sich hertreibend. Und Feisril plauderte zärtlich und that tausend Fragen an den armen Veit Zisolin, der wie ein Träumender neben ihr hinschritt.

„O Täubchen mein, galambom [2]) — wir zwei als Leibkabborne [3]), wir werden reiche, dicke reiche Leut'. Feisril kann auf der Messe tanzen, singen, Hader pflanzen [4]). Feisril kann auch noch mehr, viel mehr: kann blöde gehen, behandeln, baldowern [5]), kann auch, wenn Schäks befiehlt, flackern und fetzen [6]). Wirst du mich lassen dafür oschermachen [7]) und mir Streiflinge stechen [8]) und Schaflinge und Klaften, Regeln und Glascho, Buntrich und Schnee, Vorflammen und Oberköpf [9]) — und Koseräder [10]), soviel ich mag?“

So schwatzte sie fort und fort und aus ihrem Munde

---

[1]) Ungarisch: sehr. [2]) Ungarisch: Mein Täubchen. [3]) Vertraute Kameraden. [4]) Die Karte schlagen. [5]) Betteln, Gelegenheit machen, auskundschaften. [6]) Feuer anlegen und totstechen. [7]) Sich gut kleiden. [8]) Strümpfe schenken. [9]) Stiefeln und Kleider, Samt und Seide, Kattun, Leinwand, Schürzen und Hauben. [10]) Gulden.

klangen die häßlichen Worte seinen Ohren wie die süßeste Musik. Er sagte zu allem ja, wenn er gleich kaum hörte, was sie sprach; er verhieß ihr goldene Berge und ließ sich liebetrunken unter Lachen, Plaudern und Kosen willenlos von ihr fortziehen.

Mittagsglut zitterte über den Bergesgipfeln; warmen, berauschenden Duft hauchten die harztropfenden Nadelwälder aus; kein Lüftchen regte sich, kein Vogel sang . . . und auf der heißen Landstraße trieb die schöne Zigeunerdirne ein armes Tier zur Schlachtbank und einen unseligen Menschen in sein gewisses Verderben. — —

Von dem Tage an begann für Veit Zisolin ein neues Leben, aber kein freundlicheres. Die Teufelin füllte all sein Denken und Empfinden aus, Gewitterschwüle bedrückte ihm Kopf und Herz. Seine Lieder verstummten, sein Lachen erstarb, seine lustigen Augen glühten unheimlich; seine stolze, soldatische Haltung hatte einem gedrückten, schleichenden Wesen Platz gemacht. Wie ein Vampyr nährte sich die braune Feisril von ihres Liebsten Herzblut und blühte von Tag zu Tag voller und berauschender auf. Er verachtete sie längst und konnte doch nicht von ihr lassen. Sie hatte kein menschliches Herz in der Brust: Sie hielt zu ihm, weil er sie fütterte und kleidete; sie war zärtlich, wenn er ihr blinkenden Tand und reiche Stoffe von seinen Raubzügen in den Wald brachte; aber kalt und abstoßend, wenn er mit leeren Händen kam. Das machte ihn immer verwegener und gewissenloser. Früher stahl er im Grunde nur, um seinen Spaß zu haben an der Dummheit der Geprellten und an seiner eignen Verschlagenheit. Jetzt beraubte er die Reisenden auf der Landstraße und brach in die festesten Häuser reicher Bürger ein, um seine Beute gegen ein Lächeln, einen Kuß Feisrils einzutauschen. Er setzte Freiheit und Leben aufs Spiel, um die kleinen, braunen Füße der Geliebten in seidene Strümpfe und rote Saffianstiefeln hüllen zu können, oder ihr eine Kette von

goldenen Münzen um den Hals zu schlingen, den schlanken Hals, der einst mit dem roten Ebereschenkettlein ihn zuerst bezaubert hatte. Zweimal war er gefangen worden, zweimal war er wieder ausgebrochen und hatte den Weg in die Berge, wo sie weilte, zurückgefunden, in der entsetzlichsten Angst, daß er sie nicht mehr antreffen werde. Und dann hatte ihn die Grausame nach kurzer Rast wieder auf dieselbe gefährliche Bahn getrieben, auf welcher er doch einmal fallen mußte. Er, der sonst so lustige Veit Zisolin, der so übermütig in das Leben hinausschaute, als könnte es nie ein Ende nehmen, er hatte sich jetzt an den finsteren Gedanken gewöhnt, daß sein Leben nur eine Galgenfrist sei, und der süße Giftbecher dieser Liebe der Henkerstrunk, den er bis auf den letzten Tropfen ausschlürfen müsse.

Ruhelos zog er mit ihr von Ort zu Ort, sie eifersüchtig und argwöhnisch den Blicken der Menschen in Wäldern und abgelegenen Hütten verbergend. Täglich wurde sie kälter, während seine Glut nur immer wuchs und immer dem Wahnsinne näher kam. So brach der Herbst herein und der Aufenthalt im Freien ward unmöglich. Da nahm Veit all seinen Mut zusammen, trat vor Feisril hin und sprach: „Es wird Winter und ich will ehrlich werden. Ich will mit meiner Fiedel zum Tanz aufspielen und du mußt singen und den vornehmen Damen die Karten schlagen. Wir gehen in die Residenz und wohnen in einem hübschen Häuschen, und du kochst und wäschst für uns und . . . nun, wie dünkt dich das?“

„Feisril gehorcht,“ sagte sie und sonst kein Wort den ganzen Tag.

Da führte er sie in die Residenz und mietete sich ein mit ihr und verdiente ehrlich sein Geld, indem er auf den Tanzböden bis spät in die Nacht die Saiten strich. Aber während er seiner Geige die lustigsten Melodien entlockte, brütete in seinem Hirn fortwährend die entsetzlichste Angst, daß die gefähr-

liche Schönheit seines Weibes andre Männer angelockt haben könnte, und daß Feisril ihn um einen Reicheren und Vornehmeren gewiß ohne Reue und Zaudern verlassen würde.

Die aber saß den ganzen Tag und starrte in eine Ecke des Zimmers und sprach nicht und lachte nicht — nur wenn die Sonne blutrot hinter den fernen Bergen versank, stimmte sie wohl hin und wieder traurige Zigeunerweisen an. — —

Eines Abends kam Veit früher als gewöhnlich nach Hause und sah von weitem einen fremden Mann aus der Hausthüre treten. Er stürmte in wild auflodernder Eifersucht die Treppe hinauf und in sein Zimmer. Es war stockdunkel. Er tappte nach dem Feuerzeug und konnte es nicht finden. Er warf einen Tisch um — es gab einen Knall, von dem das ganze kleine Haus erschütert wurde — Da ertönte vom Bette her die müde, süße Stimme Feisrils und warf ihm sein garstiges Toben mit milden Worten vor. Er sprang an das Bett, überschüttete sein Weib mit schmählichen Vorwürfen, schrecklichen Verwünschungen — und als sie kein Wort entgegnete, suchte er im Finstern nach ihrem Kopfe, riß sie bei den Haaren aus ihrem Bette und schlug in blinder, unmännlicher Wut auf sie ein, bis endlich ein gar zu grausamer Schlag ihr ein leises Winseln abpreßte. Ach! wie ihm dieser eine, erste Klagelaut Mark und Bein durchdrang! Und er warf sich neben ihr auf den Boden nieder, bat, flehte um Verzeihung, küßte und hätschelte sie und barg endlich sein Haupt laut schluchzend an ihrerer Brust.

„Was willst von mir?“ frug sie in ihrem sanften tiefen Singeton: „Feisril nix weiß von anderen Mann!“

„Liebst mi denn noch?“

„Ja, ja,“ sagte sie gleichmütig. „Huhu! — ist kalt hier — laß mich in Bett.“ — —

Als Veit Zisolin sich am andern Morgen von seinem Lager erhob, war sein Weib verschwunden. Er tobte, er weinte, er

raufte sich das Haar, er weckte die Wirtsleute — niemand wußte etwas! Er lief hinaus, der nächsten Straße nach, die ins Freie führte, er rannte wie wahnsinnig in die feuchten Felder, in die wallenden Morgennebel hinaus. Immer weiter, immer weiter, den Hügel hinan, dessen Höhe von weitästigen, alten Linden überschattet war. Langsam, majestätisch stieg über den Bergen die umschleierte Feuerkugel empor, und ihre ersten, mattrosigen Strahlen fielen auf ein junges, braunes Weib, das gegen die größte der Linden gelehnt stand und mit wehmütigem, eintönigem Gesange die Königin des Tages begrüßte.

Es war Feisril in ihrem schönsten Putz, mit den Saffianstiefelchen und der goldenen Münzenkette, Wachsperlen in die schwarzen Zöpfe geflochten und ein weiches, buntes Tuch malerisch um Kopf und Brust geschlungen.

„Feisril!" keuchte Veit atemlos und ergriff sie hart beim Handgelenk. „Feisril! Weib! Du schleichst di bei Nacht und Nebel weg von dem, der di liebt wie — ja, wie a Narr! Kehr' um, sag' i oder . . .!"

„Muß i doch fort," versetzte sie ganz ruhig.

„So, du mußt? Haha! Wer ist's denn, ein Rebach oder ein Palmachon, ein Studentle oder ein Soldätle?" Und er lachte ihr höhnisch ins Gesicht.

„Muß i doch fort," wiederholte sie und machte ihre Hand los.

„Feisril, i laß di net!" begann er wieder mit bebender Stimme. „Weißt nit, daß d' mein' Höll' und mein' Seligkeit bist und daß i eh' sterben als von dir lassen will?"

Aber sie drängte ihn von sich und sagte kalt: „Ist genug Liebe! I gehen muß, weit, weit — Czigany wandern muß."

Da erfaßte ihn eine furchtbare Wut; er ballte die Fäuste, schüttelte sie drohend gegen sie und rief: „Oha! — kennt m'r di jetzt! Klaften und Räder hab' i d'r schaffen soll'n und jetzt,

wo d' hochstoppeln[1]) kannst und mi net mehr brauchst, willst ascherwende[2]) machen? Gehst jetzt an neu'n Koim[3]) suchen, mit dem d' verschlampen kannst, was i für di ergempft hab'. Aber wart', du Schlangen, so hamm'r net gewett't! Wehr di, oder i stich di!" und er zog sein Messer aus der Tasche und stieß es ihr blitzgeschwind in die Brust.

Sie stöhnte schmerzlich auf und sank zusammen. Und wie Veit Zisolin das unselige, geliebte Weib in die Kniee fallen sah, da schlug es wie eine Sturzwelle über seinem Haupte zusammen; eine Welle von Verzweiflung, Reue, Liebe und Leid. Er kniete zu ihr nieder, nahm ihr schönes Haupt auf seinen Schoß, riß zitternd die Hüllen von ihrer Brust — und sah das rote Leben langsam daraus hervorquellen. Da legte er seinen Mund auf die Wunde und sog das Blut daraus.

Sie schlug bald wieder die Augen auf und sagte, matt lächelnd: „Schlecht gepeckert — ha, ha! — laß, guter Veit, ist genug Liebe — Feisril muß fort! Sie drückte sanft sein Haupt von ihrem Busen fort, stand auf, preßte mit der rechten Hand ihr Tuch gegen die Wunde, winkte ihm mit der Linken einen leichten Abschiedsgruß und ging davon.

Er aber starrte ihr noch lange wie betäubt nach; und als er sie nicht mehr sah, verfinsterten sich seine Züge und er blickte grimmig entschlossen vor sich hin. Erst als die Sonne die Morgennebel besiegt und ihr goldenes Antlitz völlig entschleiert hatte, fuhr er aus seinem dumpfen Brüten auf und ging nach der Stadt zurück. Er bezahlte alles, was er schuldig war, nahm die Geige unter den Arm und lief, so weit ihn seine Füße tragen mochten, nach der Richtung jenes Dorfes zu, welches ihn so freundlich beherbergt hatte, als er im August wie eine reife Frucht vom Baume gefallen war. Am Abend des dritten

---

1) Vornehm thun. 2) Davonlaufen. 3) Mannsbild.

Tages langte er dort an. Ein argloses, altes Weib wies ihn nach des Schulmeisters Hause zurecht. Er schlich sich unerkannt dorthin und legte dem Meister Bakelrex die entlehnte Fiedel auf die Thürschwelle.

Dann schritt er wieder zum Dorf hinaus, ohne erst im Ochsen einzukehren, und fand bei schwachem Mond- und Sternenschein auch richtig seinen Weg zu jener Ellernkoppel auf dem Hügel an der Landstraße, von der er damals seinen Ausgang für ein neues Leben genommen hatte. Noch kein Vierteljahr war das her — ach! und die Galgenfrist schon abgelaufen. Aber ihm machte der Gedanke keine Pein: Er dachte nur immer an die braune Feisril und an das rote Blut an ihrer linken Brust, und daß er lieber ihr voraus zur Hölle fahren, als ein zerstörtes Leben lang ihr nachschmachten wolle.

„O, du heißes Aug'!
O, du kaltes Herz!
O, du süße Lust!
O, du bitt'rer Schmerz!"

Das waren die letzten Reime, welche je in seinem Kopfe aufzuckten.

Er stieg den Hügel hinan, suchte und fand jene denkwürdige Eller, zog seinen vielgetreuen Strick aus der Tasche — und that ein viel besser Stück Arbeit an sich selber, als einstmalen der Profoß.

Der Neckar rauschte in der Ferne, der leichte Nachtwind säuselte durch die Blätter, die Sterne schimmerten friedlich durch die Wolkenrisse und die ersten Schneeflocken schwebten lautlos hernieder.

— 1882 —

's Meikatel und der Serack.

Eine Geschichte aus dem Reichsland.

Es war ein rechtschaffen warmer Juninachmittag, an welchem der Herr Serack, der Pfarrvikar von Harreberg im Lothringischen, im Schweiße seines Angesichts, den bepackten alten Kraxen auf dem Rücken, aus dem Zornthal hinauf in die Berge stieg.

„Uf! wie macht's warm!“ seufzte er und blieb stehen, um sich ein wenig zu verschnaufen. Er zog aus der Brusttasche seines etwas fadenscheinigen schwarzen Rockes ein großes buntes Sacktuch hervor und trocknete sich die Stirn. Dann suchte er in dem steilaufragenden Wegrande einen Absatz, auf den er seinen schweren Kraxen aufstützen könnte. Als er den gefunden hatte, lehnte er sich vergnüglich gegen die steinige Wand, stieß die eiserne Spitze seines dicken Stockes gerade vor sich in die Erde und sah in das schöne Thal hinab.

Jenseits die prächtige waldige Berglehne, mit Buchen, Eichen und Tannen dicht bestanden, über welche hier und dort seltsam geformte Felsen hervorragten und an welcher in kühnen Windungen ein Eisenbahnzug seine halsbrechende Straße dahinsauste; unten der Rhein-Marne-Kanal ruhig fortgleitend und hochbeladene Kähne nach Straßburg hinuntertragend; dann die

breite Chaussee, sich bald über, bald auf, bald unter dem Spiegel des Kanals hinziehend; diesseits die frische grüne Fläche, wie ein weicher moosiger Teppich über den sanft abfallenden Berg gebreitet, mit den roten Sandsteinfelsen, die zahlreich zerstreut aus dem üppigen Grün hervorschimmerten; und endlich, dem Beschauer zu häupten, auf der Hochebene die wogenden Felder, aus denen weiterhin der Fels der Dachsburg und die stroh gedeckten Dächer eines Dörfchens auftauchten . . . Ja, es war wunderschön!

Man sah es dem frohen Gesichte des Herrn Vikars Sexack an, wie wohl ihm war im Anschauen seines herrlichen Heimatlandes. Er holte aus der abgrundstiefen und mit allen möglichen Gegenständen des täglichen Gebrauches vollgestopften Brusttasche eine alte Tabakdose hervor und nahm eine Prise. Dann blickte er bedächtig zu Boden und wartete mit leicht gerunzelter Stirn, als ob er einem philosophischen Problem nachsinne, das Niesen ab. Als dies vollbracht war, blickte er lächelnd auf und wischte sich mit dem Rücken der rechten Hand, in welcher er noch die Dose hielt, etwas wie eine Thräne aus dem Auge.

„Bon Dieu!“ sagte er, „Du güeter Gott! ’s isch werli [1]) en Strof, hier drobe sin Lebe hinzebringe. Wenn Du nit us Gnad un Barmherzigkeit min Sünd abwaschst, die Buß, die ich mer oferlegt hab’, bringt’s nimmi z’weg. Un wenn nit min Gewissen mer halt donnoch e beßge ze schaffe macht’ — sakkerlot, da wär’ i halt immi so boddelusti wie hit [2]) — Holdriahe!“

In diesen laut ausgestoßenen Juchzer faßte er sein ganzes Behagen zusammen. Und horch! von unten herauf und ganz aus der Nähe tönte es in denselben Noten, nur eine Oktave höher zurück: „Holdriahe!“

---

[1]) Wahrlich. [2]) Bodenlos lustig wie heute.

Der Sexack riß den Mund auf und machte ein gar komisches, verwundertes Gesicht. Er war im Augenblick ungewiß, ob das ein Echo oder ein Mensch gewesen sei.

„Holdriahe!" klang es wieder und noch etwas näher.

Im Hui glitt die Tabaksdose wieder in die Vorratskammer des alten Rockes hinunter und hurtig raffte sich der Vikar mit seinem schweren Kraxen auf und kletterte eiligst weiter.

„Alle Six," murmelte er vor sich hin. „Jetzt mach' i mi awwer dervon, sonscht kummt's im ganzen Lande herum, daß der Pfarrer von Harreberg wie 're Kühbue jeelet [1]), wenn er nur emol sine G'meind im Buckel het. Jesses=Gott, das bringt mi um allen Respekt."

„He! — he! — Mann! So halt doch emol an," rief die helle Stimme wieder. Aber der Vikar schritt nur schneller aus und that als hätte er nichts gehört.

„Ho! Bisch wohl taub, Mann, oder comprenez-vous ken Dütsch? Tenez, tenez! Wart', wenn i di awwer verwitsch!" [2])

Jetzt blieb der Sexak endlich stehen und wandte sich ängstlich um. Er hielt sich die Hand über die Brauen und schaute mit großen Augen der Kommenden entgegen. „Dieu merci, 's isch e fremd's Maidli," murmelte er erleichtert und fügte dann laut hinzu: „Na, grüß Gott, Maidli!"

„Grüß Gott!" gab die Fremde zurück und reichte ihm ihre Hand hin, in die er kräftig einschlug. „Worum hesch denn nit glich g'halte, wie i geschreie hab'?"

„Jo schau," antwortete der Vikar etwas verlegen: „I hab' g'meint, s'könnt eins von mine Beichtkindere sen, wo mi het juxe g'hört wie nit g'scheit. Do hab' i mi vite vite retiriere welle."

„Ah so — Se sen geistli? Excusez, mer siecht's 'ne nit glich an."

---

[1]) Laut schreit. [2]) Erwische.

In der That sah der gute Sexack einem Bauern weit ähnlicher als einem Priester; der fadenscheinige lange Rock war seine einzige Beglaubigung, wenn man es genau nehmen wollte. Denn sein Hut war zwar einstmals geistlicher Form gewesen, aber durch das Alter schon recht sehr verweltlicht worden. Seine Hosen waren vollends ohne Charakter, und um den Hals war nichts Weißes zu sehen. Seine Hände waren groß und zerarbeitet und in seinem stark gebräunten, gutmütigen, aber nicht gerade gebildeten Gesichte stand die Bartsaat ebenso dicht und hoffnungsvoll aufgeschossen, wie das Getreide auf den Feldern. Das fremde Mädchen hatte ihn nach diesem Äußeren, besonders aber des Kraxens wegen für ein armes Bäuerlein gehalten, dem sein Herr Pfarrer einen alten Rock verehrt habe.

„Jo, i glaub's schunn, daß merr mer min Amt nit recht ansiecht," versetzte der Sexack lächelnd. „I bin na bereits fofzehn Jahr da drobe in Harreberg g'sesse, hab' min Land und Gärtle selbscht b'stellt un von mine achthundert Franke Salär gar noch g'spart — da mag i als e bessel verburet sen. 's isch gar en arm's Dörfle, des Harreberg, un lejt gar absit vom Wej — da bin i halt au am Wej hucke gebliewe, un die Oberen hen's versäumt, mi mitz'nehme. Na — 's isch au recht eso! Mer kann sinem Herrgott üwerall diene — gell du?"

„Ha jo," sagte das Mädchen. Nach einer kleinen Pause, in der es den Vikar mit einer gewissen Rührung angeschaut hatte, setzte es hinzu: „Awwer mit 're so 'ne schwere Lascht bruchte Se donnit heimzeketsche[1]), Herr Pfarrer, mein' i."

„Bloß Vikar, Kind, nit Pfarrer," fiel der Sexack ihr in die Rede. „Un was des Heimketsche betrifft, des isch mer ganz recht. I spar' 's Geld un mi'm Buckel verschlägt's nix. I bin nonnit so alt, daß mi d' Müh' verdrieße müßt. Jetzt will

[1]) Sich schleppen.

i der saue: geschtern owe[1]) sin zwei vornehmi Herre, Prüssiens, wo sich verloffe hatte, zu mer kumme un hawe Nachtessen un logement begehrt. Jo, du liewe Not — i hab' nix g'hett as Forelle us unserm Bach un Brot derzu. Aber d' Nachbarin het Butter un Messer un Gabele gelehnt und het de Forelle schön bleu g'sotte, un e paar Bouteillen güeter alter Win hab' i noch im Keller g'hett, den hawe die Prüssiens rein usgetrunke un sin luschti g'sin bis tief in d' Nacht, un hätt' i se nit ins Bett g'jagt, so were se bis zum Morje g'sesse. Na, un derno[2]) het sich der ein', was e Baron isch g'sin, in min Bett geleit, un der ander', was au e Baron isch g'sin, in der Greth err Bett, was mini letscht Wirschafterin isch g'sin — s' isch awwer schunn lang g'storwe, un zidder[3]) hab' i min Sache allein gericht'. Un i bin im Hai geleien[4]), wo i im Stall g'hett hab'. Un wie's na Daa wurr, simmer alli drei wedder munter ofgewacht, bludd[5]) der ein' Baron — oder tiens, tiens: ischt's der ander' g'sin? — eh b'en, der, wo in der sel'gen Greth' erre Bett g'schlofe het, der het ken Rüh fende[6]) könne, wil 'ne d' Flöh so gar arig malträtiert hen, saat' er. Sie hen mer aber schön Dank g'saat un jeder e arig großes Silberstück gereicht, wo fünf Mark in dütschem Geld macht — des sin sechs Franke un fünf Sü jedes — also zwölf Franke zehn Sü zosamme, denk der. Na, des hat mi derno werzi[7]) g'freut, wil i's hab bruche[8]) könne un se mer min ganze güeter Win usgebürst[9]) hen. 's isch donnit mehr as Höflichkeit g'sen, daß i 'ne für de Dank err Gepäck bis Lützelburg getraue hab'. Dunderblitz! un wott de vornehmi Herre de Zit verschwätzt un de Weg verkurzt hen! So g'schwind bin i min Lewesdaa no nit nooch Lützelburg kumme. Un drente hen se mer noch jeder sine carte

---

[1]) Abend. [2]) Hernach. [3]) Seither. [4]) Im Heu gelegen. [5]) Bloß. [6]) Keine Ruhe finden. [7]) Wirklich. [8]) Brauchen. [9]) Ausgetrunken.

de visite un e ganz halb Dutzed arig güeter Zigarre verehrt, daß i gar nit g'wißt hab', wie i 'ne danke könnt. Und derno hab' i mer in Lützelburg zosamme'kauft, was i grad nöti bruch' und drobe nit hawe kann. Un des trag' i jetz heim, schau."

Er blieb stehen, um sich von der langen Rede und dem steilen Anstieg etwas zu verschnaufen.

„Ewwezemär!"[1]) rief das Mädchen, gleichfalls stehen bleibend, und lachte hell auf. „E so 'ne gn'ugsame Pfarrn hab' i werli no kene g'sehn!"

Der Vikar antworte nichts darauf, sondern beschaute sich nur das fremde Mädchen von Kopf bis zu Füßen und schmunzelte dabei immer vergnügter. Es war aber auch ein Augenschmaus, das Mädchen. Größer als der Serack, der kein kleiner Mann war, und schlank wie eine Tanne. Dabei voll und kräftig, nirgends ein Mangel und nirgends ein Überfluß, gesund und jung. Und das liebe Gesicht dazu! Keine blasse, zarte Schönheit, keine feinen weichen Züge — aber doch schön! Derb und gut, stark und offen, heiter und unverzagt schauten die großen blauen Augen mit den langen Wimpern in die Welt hinein. Seine Kleidung war die unterelsässische Landestracht im Feiertagsaufputz. Die breiten, bunten Seidenschleifen auf der goldenen Mütze gaben die Trägerin als Katholikin zu erkennen, denn die Protestantinnen tragen dortzulande nur schwarze Schleifen. An der blitzenden Goldverschnürung ihres dunkelblauen Mieders sah man, daß sie nicht ganz arm sein könne. Sonst war sie aber einfach gekleidet und hatte keinen andern Schmuck, als einen Feldblumenstrauß, den sie sich oben in das Mieder gesteckt hatte und dessen bunte Blumen sich reizend gegen das saubere, weiße Hemd von ziemlich grobem Leinen abhuben, welches ihren Nacken bis an den Hals

---

[1]) Ist's möglich!

bedeckte. Zu diesem blitzblanken, schmucken Sonntagsstaat wollten freilich die nackten Füße nicht passen; aber das geschah zur Schonung der neuen guten Lederstiefeln, welche sie samt den hineingestopften Strümpfen an den Oesen auf zwei Fingern der rechten Hand hängen hatte, während sie mit der linken ein großes Bündel in ein weißes Tuch eingeschlagen trug.

„Potz, Fahnebibele! bisch du als e schönes Jümpferle!" rief der Sexack bewundernd aus, als er mit seiner fröhlichen Umschau fertig war. „Du schauscht jo wayer [1]) drin as wie e Prinzeß."

„Haha!" lachte das Mädchen vergnügt, ward ein wenig röter und ließ die blanken, kleinen Zähne sehen.

„Un i alter Knecht Gottes hab' di so stumm nebe mer hergehe lon un g'schwätzt un gar nit emol g'fragt, wie du heischt," sagte der Vikar.

„'s Meikatel heißen se mi un i bin bei Molsheim d'heim. Maria Katharina Habenschott — wenn S'es ganz exakt wisse welle, Herr Vikar."

„Also Meikatel heischt du? So, so, Meikatel; schau, schau. Meikatel — du liewer Gott!" sprach der Sexack leise vor sich hin. Dabei sah er das prächtige Mädchen wehmütig an, seufzte dann tief auf und schüttelte den Kopf.

„Ha jo! was gebt's denn?" frug dieses erstaunt. „Isch epps nit recht?"

„'s isch ganz recht eso," antwortete der Vikar mit leise bebender Stimme. „I hab numme so Gedanke g'hett, wie i di so anschau. Gimmer [2]) dini Hand, Meikatel."

Sie nahm ihr Bündel zu den Schuhen in die Rechte und gab ihm, immer noch verwundert, die Linke. So schritten sie weiter.

---

[1]) Ja wahrhaftig. [2]) Gib mir.

„Na, un wo kummscht her, Meikatel?" knüpfte der Sexack nach einer Weile das Gespräch wieder an.

„Hit bludd von Zabern, Herr Vikar, awwer von Stroßburj bin i abgemarschiert."

„Von Stroßburj? Na — un wo willscht hin?" Der gute Mann brachte diese kurzen Fragen fast zaghaft heraus, als fürchte er sich, etwas Absonderliches zu erfahren.

„Nirgeds hin," antwortete 's Meikatel kurz.

„Nirgeds hin?!" rief der Vikar und blieb einen Augenblick stehen. „Jo, du muscht doch als e G'schäft oder e Verrichtung h'en?"

„A so, e Verrichtung hab' i schunn — haha!" Und es ließ wieder sein glöckchenhelles Lachen erschallen. „Gelle Se, des möchte Se wol wisse?"

„Aimol![1]). Ebs Böses kann's donnit sin. Du bisch e güets Maidli, nit wahr, Meikatel?"

„Merci — wenn S' mi so ästimiere, muß i's 'ne schunn saue. Eh b'en, i geh' mer e Mann süche."

„E — Mann — süche?! Sackerlot, des isch mer awwer doch nimmer arriviert, in mi'm ganze Lewe nit — Sankt Maria-Joseph — wott bisch für e Maidli, Meikatel!" stotterte der verblüffte Vikar, ließ ihre Hand los und blieb wieder stehen.

's Meikatel aber war gar nicht verlegen, sondern blickte ihm frei und vergnügt in die weit geöffneten Augen. Es klopfte ihm gemütlich auf den Rücken und sprach: „'s wundert Se, glaub' i, Herr Vikar, daß d' Jumpfere anfange of de Werwerei[2]) ze laufe? No, wil Se so e braver Pfarrer sin, will i's 'ne verzähle."

Und ohne eine weitere Einladung abzuwarten, plauderte es mit seiner weichen, einschmeichelnden Stimme munter darauf los.

---

[1]) Ja freilich. [2]) Werberei = Freite.

„Voyez-vous, i hab' e Schatz g'hett, e so e brave Mannskerl, as wie 's nit viel gebt. Er isch us unserm Ort g'sin un mer h'en schunn lang mitsamme scharmiert g'hett un d' Lieb isch immi größer un immi größer g'worrn, bis mer uns versproche h'en. Viel het er nit Geld un Gut g'hett un i au nit, awwer wemmer schmal g'wirtschaft' un i noch flissig g'schafft hätt', wär's schunn nosso 'gange. Er isch Postillion g'sen, wisse Se, un i hab' 'ne so lieb g'hett." Bei diesen letzten Worten ergriff 's Meikatel wieder des Vikars Hand und drückte sie heftig, um so ihrer überquellenden Empfindung einen Ausweg zu verschaffen. Dann fuhr es fort: „Na, un d' Hochzeit isch schunn feschtg'setzt g'sin; im schwarze Kaschte hammer schon acht Daa g'hängt g'hett, do fahrt er de Owediligence of Molsheim retour, un of de leschte Brück vor der Stadt bricht e Rad un min Schatz keit [1]) vom Bock über d' Brück in d' Bach, der ganz trocke un voll Stein isch g'sin, un — bricht sich's G'neck."

„Jesus-Maria!" rief der Sexack aus und wollte eben anfangen, das Mädchen durch freundliche Worte zu beruhigen, denn er hatte gespürt, wie ihm während der Erzählung die Thränen heraufgestiegen waren.

Aber 's Meikatel, anstatt zu weinen, fing vielmehr plötzlich laut und schallend zu lachen an, so daß er erschrocken zusammenfuhr und ernstlich böse schalt: „Geh', schäm' di, Meikatel. Mit so epps treibt mer nit sine G'spaß."

„'s isch schunn ken G'spaß, Herr Vikar," fiel das Mädchen rasch ein und machte wieder ein ernstes Gesicht, und die nassen Augen bezeugten sein wahres Gefühl. „Mais, que voulez-vous, was welle Se? Wenn i emol anfang' un de Thräne laufe los un immi dran denk', wie se de dote Schambedissel [2]) getraue bringe, da müeßt' i mi ze Doot pfuuße [3]), denn was i mach',

---

[1]) Fällt. [2]) Jean Baptist. [3]) Still zu Tode weinen.

mach' i gründli, un wenn i mi ze Doot pfuuße thät, derno kriejd' i ken Mann!"

Das sagte 's Meikatel sehr ernst und mit tiefer Überzeugung.

Der Sexack blieb wieder stehen, schüttelte mit dem Kopf und wollte reden, brachte es aber nur zu einem kurzem „jo" ... dann schaute er wieder zu dem schönen Mädchen auf und wußte nicht, ob er's für Ernst oder Scherz nehmen sollte. Und 's Maikatel ließ sein Bündel samt seinen Schuh und Strümpfen zu Boden fallen, legte die Hände über den Schoß zusammen, und stand da wie in fromme Gedanken versunken. Dann sagte es mit niedergeschlagenen Augen, indem eine liebliche Röte seine vollen bräunlichen Wangen übergoß: „Ach, Herr Vikar, err geistliche Herre wisset nit was d' Lieb' isch. So gebt's ken G'fühl of der ganze Welt, as wie d' Lieb' isch. So lang min Schambedissel mer guet isch g'sin, bin i mer ganz andersch vorkumme as wie eh: so brav, so frumm, so alewil buschberli![1]) Un wenn er mi in sinni Arm genomme un mi an sin Herz gedruckt het, do hätt' i in gar ken Paradies kumme welle, wenn i bludd immi hätt' drin bleiwe möge. Saue Se nix, Herr Vikar, err wisset nit, wie's isch! Un wie er doot isch g'sin hab' i gedenkt: Du arm's Maidli, wott isch jetz din Lewe? Wenn de niemes lieb heschtʼ un ken Schatz un ken lieb's Kindele, wurrum lebscht? D'Weibslit, hab' i gedenkt, sin da, um daß se erre Männer lieb hen un de Kindele ofzeihe[2]), nit wahr, Herr Vikar? Un ‚d' Lieb isch 's Gröscht,' saat d' Schrift. Und d' Lieb isch 's Einzigscht, saa' i, Herr Vikar, für's Wibsvolk. 's isch unsre B'stimmung, wie unser Pfarrer emol g'saat het. Un do hab' i gedenkt: geh hin, Meikatel, bisch g'scheidt un erfüll dini B'stimmung. Dnoh hab' i mer numme[3]) luschtige Sache gedenkt, bis i als wedder gelacht hab', un derno bin i mit

---

[1]) Immer fröhlich. [2]) Aufziehen. [3]) Nur.

Lache unter d' Lit gange un hab' mi nooch aim umg'schaut, wo i gern hen meecht'. Awwer de dumme Maidli us'm Ort h'en mi gehaßliert [1]), wil i als eso gelacht hab', un d' Mannslit sin mer us'm Wej 'gange, wo se mi g'sehn h'en. Na, 's het mer au nix verschlage, g'falle hätt' mer doch kenner eso wie der Schambedissel. Awwer wi i halt alegelde [2]) hab' an luschtige Sache denke müen, do sin mer am End d'luschtige Sache am Ort rar geworre un i hab mi changiere welle. Min Vadder het g'saat — 's isch min Stiefvadder, wisse Se — ich soll ins Frankrich gehe, nooch Paris un Fortüne mache, as wie andre hübsche Maidli — awwer des isch nit nooch minem Guh [3]) g'sin, un drum bin i of Stroßburj' gange un hab' mi in Service verdingt. I bin in e nobles Hus kumme, was ime höche [4]) employé ze aie [5]) isch g'sin, des isch e Prüssien g'sin und het ken Wib und ken Kind g'hett, nix as sini drei Schwestere, wo alli drei alt gäle [6]) Jumpfere sin g'sin, die h'en des lieb Brüederli g'hegt und gepflegt un nimmi us den Auen gelon. Un wenn er als emol e Nieser gethon het, h'en se'm glich Süpple 'kocht un e warm's fichu um de Hals gewurstelt, daß dem arme Mensche angscht un bang worre isch. Wann er mer emol bekumme [7]) isch, het er als wegg'schaut, wie wenn er sich vor mer geniere thät von wege des G'scheichs, wo d' Mamselle soeurs mit'm g'macht h'en. I mein', wenn's mögli g'sin wär', hätte s'ne am liebschte in e goldene Käfi g'sperrt un 'em Leckerli zu fresse ge'n. Mi het der arm Mensch gedürt, wenn i so de ganze Daa des spitzig G'schwätz von dene drei alt Jumpfere hab' anhöre müen. ‚Arthur' — isch 's 'gange — ‚du hast heut nacht wieder gehustet, ich hab's durch die Thür hören können.' ‚Ach', — isch d' Mamsell Amalie derzwische g'fahre — ‚wann wirst du denn endlich lernen, auf deine Gesundheit acht zu geben?'

[1]) Gescholten. [2]) Jeden Augenblick. [3]) Goût = Geschmack. [4]) Einem hohen. [5]) Zu eigen. [6]) Gelbe. [7]) Begegnet.

Un d' Selma, wo d' Jüngschte isch g'sin, het ang'fange zu pflenne un g'saat: ‚Arthur, du hast kein Herz für uns: denke doch daran, daß du drei hilflose Mädchen allein in der Welt zurückläßt, wenn du stirbst.' Jo, so het se g'sproche un ‚stirbst' het se g'seit statt ‚schtirbscht'; un wenn i hab' de sucre schtampfe solle, h'en se mi g'heißen ‚Zucker stoßen'. Na, lüege Se, Herr Vikar, da hab' i wedder epps ze lache g'hett, wenn i an mine dote Schambedissel hab denken müen. — Im Anfang sin mine drei Fräule très-charmant zu mer g'sen un habe mit mer französch barliere welle un hen's doch wit schechter 'könnt as i. Des het mer als wedder epps ze lache g'en. E guets Salär hab' i au g'hett, un so het mer's halt nit schlecht behagt."

's Meikatel machte hier eine kleine Pause, blieb stehen und atmete hoch auf, so daß sich der junge Busen stolz hob. Seine Augen glänzten heller im naiven Frohgefühl seiner Schönheit und Jugend, als es nun fortfuhr: „Un wil i na doch ken wischtes Maidli bin, Herr Vikar, do finge d' Mannslit von Stroßburj au ball an, mer anzeklozze [1]) un mer ze flattiere un ze scharwenzle. Wenn i mi owes of der Gaß oder of'm rempart [2]) promeniert hab', isch als immi e Hüffe [3]) Mannsbilder hinten an mer herumg'striche, fra [4]) vom Milidär, sogar Sergeante sin derbi g'sin. Un de, wo gentil g'sin sin und artli Zwieg'spräch hen halte welle, mit dene hab' i min Plaisir g'hett; de wo awwer importun g'sin sin, de h'en 's spüre müen, wott für Kräft' i in dene Arm' do hab'. E Unteroffizier von Berlin isch do g'sen, wo schunn immi as Schildwach vor der Thür g'stande isch, wenn i mi hab' blicke lon. Der isch arig verschammeriert g'sin un hot emol g'saat: ‚jöttliches Meikatel, hol' mir der Deibel, ick liebe Ihnen; woll'n Sie die Meine sind?' Do hab i 'ne g'saat: non monsieur, je ne veux pas de vous,

---

[1]) Anzustarren. [2]) Festungswall. [3]) Haufen. [4]) Besonders.

e Mann mit 're so 'ne dumme Sproch mag i nit. Derno het er am nächschte Owe Elsäßer Dütsch rede welle; do bin i awwer kroddebidderbees [1]) geworre un hab' 'ne de Freindschaft ofg'saat. I hätt' au ken Prüssien g'freit un ken Schwob au nit, un d' Stroßburjer Waggeß [2]) simmer nommehnder ungaddi vorkumme [3]) un i hab' kene g'funde, wo i hätt' liebe könne. — Na, lang het's so nimmi gewährt mit miner Kondition. Denn lüege Se, Herr Vikar, de drei alte Jumpfere het des groſzi Wese verdrosse, wo d' Mannslit mit mer gemacht h'en un sin alli Dage giftiger un sürer geworre. Do hab' i mi frili nit arig grämt, wie se mi usgewiese h'en."

„Usgewiese h'en se di?" warf der Sexak dazwischen, um doch einmal etwas zu sagen. „Jo, wie isch denn des kumme?"

„Parplö! des war als wedder epps zum lache, wie des kumme isch," fuhr 's Meikatel fort. „I komm emol zuem gnädige Herr in d' Stub, wie grad de drei Fräule ganz abardi [4]) an 'm rumg'arthurt h'en, un sah 'ne do so truri un afligiert an si'm Büreau sitze, daß er mi in der Seel' gedürt het. I geh' also of 'ne zu un karessier' 'm sin Buckel un saa': gnädiger Herr, jetzt will i 'ne ebs saue: des thuet nimmi güet mit dene drei Mamselle, neme Se sich e brav's Wib un lasse de us! Do het er mer d' Hand g'reicht un het mi so ang'schaut un in si'm G'sicht het's gezuckt, as ob er hätt' grine welle, un sin Mül hat er g'spitzt, as ob er hätt' e baiser h'en welle. Un wil i gemeint hab', 's könnt 'em güet thun, hab' i 'ne sang Fassong of's Mul g'schmuzt [5]). Do isch na grad d' Mamsell Selma derzue kumme, dere isch 's glich übel worre, un d' Mamsell Adelheid un d' Mamsell Amalie h'en mi so wischt an'g-

---

[1]) Krötenbitterböse. [2]) Etwa Lump, das häufigste Schimpfwort. [3]) Sind mir noch mehr ungeschliffen vorgekommen. [4]) Besonders. (Apartig.) [5]) Ohne weiteres auf den Mund geküßt.

schnaut, daß i grob worre bin un mine Sache haidebritsch[1]) zosamme gepackt hab' un abgemarschiert bin. Un of der Gaß het mi der Herr attrapiert, het mer e Papierl in d' Hand gedruckt un g'saat: ‚Adieu Meikatel!' un isch fortgeloffe wie e Hund, wo e Knoche g'stohle het. In dem Papier sin drei Goldstücker g'sin wo eins fofunzwanzig Franke isch und drin isch g'stande, ‚schreib' an mich, wenn du in Not bist, du gutes Meikatel.' Gelle Se, Herr Vikar, des isch e güeter Herr g'sin, ce pauvre diable d'Arthur?"

„Chja — a jo freili," versetzte der Sexack, der mit der größten Spannung zuhörte: „Un jetz, was hesch jetz gemacht?"

„I hab' mine beschte Sunndastaat angezoge un bin in de' Berri g'stiege un von ein'm Ort zum anderi spaziert und hab' flissi Umschau g'halte, wer mer ebbe g'falle könnt'; denn i hab' gedenkt, wo alles so scheen isch, d' Berri, d' Wälder, d' Bäch un alles, da müsse au d' Mensche scheen un brav sen."

„Jo — do bisch also richtig of der Werwerei, Meikatel?" begann der Vikar etwas zaghaft. „Glaubscht denn wirkli, daß e so en enzig's scheen's Maidli den Lauf der Welt umkehre könnt'? denk' doch, des Unglück, wenn du an e Mann kamst, der von diner Lieb nix thät wisse welle, oder gar din güeten Glauben schändli mißbruche thät!"

Da richtete sich 's Meikatel stolz auf, legte seine freie Hand aufs Herz und sprach: „Ens weiß i gewiß, Herr Vikar, wem i emol mine Lieb' schenk', der isch's wert, daß er mi wedder liebe darf. Min Herz betrüegt mi nit."

Der brave Sexack stand wie ein armer Bettler neben diesem schönen Mädchen, das in seiner stolzen Zuversicht auf die untrügliche Stimme seines reinen, liebeskräftigen Herzens etwas hinreißend Hoheitsvolles und zugleich unendlich Anmutiges hatte.

---

[1]) Sehr geschwind.

Er wußte nicht, was in ihm vorging, was die Erscheinung dieses Mädchens so ergreifend machte, aber sein Herz schlug ihm hoch und seine Augen wurden feucht.

Sie gingen noch ein paar hundert Schritte und keins redete ein Wort, bis sie vor einem hübschen, aber ärmlichen Dörfchen standen, das mitten im herrlichsten Buchenwalde lag.

„So" — sagte der Sexack — „des isch Harreberg, un do hunte lejt Sparsbrot, un do drüwwe lejt Freudeneck. Un g'sich, Meikatel, do harr' i of'm Berj un spar's Brot, bis ich um d' Freudeneck zum Barrediß ingeh — hehehe." Er lachte vergnüglich über seinen alten Witz, den er nun schon seit zehn Jahren machte, so oft er einen traf, der ihn noch nicht gehört haben mochte.

Und 's Meikatel lachte fröhlich mit. Dann hielt es ihm die Rechte hin und sagte: „Behüt Inne Gott, Herr Vikar; i will noch of Dagsburg. Behalte Se mi in güetem Andenke!"

„A bah, Maidli, du wursch donnit hit owes noch witer welle?" rief der Vikar ganz erschreckt und betrübt. „Aiewohl, nix da! I laß di nimmi fort, du lieb's Deechterle. Kumm mit, i geb' der Nachtesse un derna kannscht bi d' Nachbarin schlofe gehn. Kumm, mach mer emol e rechte Freud un verzähl' mer nomehr so scheene G'schichte. Du babbelst gar so herzig. Na, willscht, Meikatel?"

Es besann sich ein kleines Weilchen und sagte dann, indem es dem Sexack die Hand nochmals reichte: „Eh b'en, 's isch recht." Dann setzte es sich auf einen Stein am Wege und zog seine Strümpfe und Stiefeln an, worauf sie mitsammen, begafft und bestaunt vom Harreberger Publikum, durch das Dorf nach der Pfarrei gingen. Das Häuschen war von außen recht hübsch anzusehen. Auf der Sonnenseite war es fast ganz mit Weinreben zugewachsen, so daß die kleinen Fensterscheiben selbst nur wenig durch die grüne Wand hindurchzublicken vermochten. Das Ziegeldach war vielfach defekt und die betreffenden Stellen, wahr-

scheinlich von dem Herrn Vikar selbst, mit leichtem Lattenwerk und Stroh verstopft, auf welchem sich schon das Moos festgesetzt hatte. Unter dem Dache hatten eine Menge Schwalben sich angesiedelt, welche unablässig, kreischend und zwitschernd, hin und her flogen. Links von der Hausthüre war ein niederer Schuppen angebaut, der allenfalls auch einer Kuh oder Gaiß und einigem Geflügel Unterkunft gewähren mochte, doch besaß der Sexack kein derartiges Besitztum, außer einigen Tauben. Rechts füllte ein kleiner Garten, in welchem zwischen allerlei Küchengewächsen ein paar schöne Rosenstöcke standen, den Raum zwischen der Pfarrei und dem Nachbarhause aus.

Inwendig aber sah es gar sehr kahl, überbescheiden, ja fast unwohnlich aus. Der Estrich in dem kleinen Vorraum hinter der Hausthüre hatte große Löcher, in denen man sich ohne besondere Ungeschicklichkeit den Fuß brechen konnte. Dahinter lag die Küche, die gar eng war und auf einem Brett an der Wand nur das allernotwendigste Geschirr aufwies. Neben dieser befand sich ein unbewohntes Gemach, wo das Bett der sel'gen Greth, die Fischereigerätschaften des Vikars und im Winter sein Vorrat an gedörrtem Obst untergebracht waren. Gegenüber diesen zwei Gelassen lagen die beiden Stübchen, welche der Sexack jetzt bewohnte. Er führte 's Meikatel in sein Studierzimmer — so nannte er es selbst; was er aber dort studierte, war aus der Bibliothek, welche aus nur sechs Bänden oder Bändchen bestehend auf einem wurmstichigen Schreibtisch aufgestellt war, nicht ersichtlich. Sonst befand sich in diesem Studio, welches übrigens des überhangenden Weinlaubes wegen recht dunkel und dumpfig war, außer zwei hölzernen Stühlen, einem wackeligen Tisch und einem schiefstehenden Kleiderschrank, als zu Zwecken der Bequemlichkeit dienend, nur noch ein recht sehr unansehnliches Sofa vor, welches die Elastizität der Jugend nicht mehr kannte, sondern widerstandslos jedem auf dasselbe gemachten Eindruck

nachzugeben gezwungen war. Den Bilderschmuck dieser geistlichen Behausung vertrat eine jener abstoßenden Darstellungen des Leidens Christi, wie die rohe Phantasie des katholischen Nordens sie von altersher hervorzubringen pflegt.

's Meikatel sah sich in diesem ungemütlichen Raume um mit einem Gesicht, als ob es schon bedaure, der Einladung des Vikars gefolgt zu sein.

Dieser mußte ihm dergleichen wohl anmerken, denn er sagte mit einem Seufzer: „Jo, min Kind, wohlhäbi wie in dene riche Burehüser siecht's hie nit us. Bi der Nachbarin drübe, der Madam Gangertin, wurd der 's schunn besser g'falle. Für mich isch des do güet g'nug eso."

„A bah, des macht nix," sagte 's Meikatel, setzte aber, nachdem es sich auf des Seracks Aufforderung auf dem Sofa niedergelassen hatte, hinzu: „'scusez, Herr Vikar, awwer gar so pauvre bruchte Se doch au nit ze lebe. 's isch jo grad eso, as ob Se für en Erb ze sorje hätte. Hen Se ebbe Anverwandte, wo süpportiert werde müen?"

Der Serack, der auf einem der harten Stühle vor dem Sofa saß, stützte seine Ellbogen auf die Kniee und legte seinen grauen Kopf in die hohlen Hände. Er blickte starr zu Boden und klopfte leise mit den Fußspitzen auf die Diele.

„'s isch als epps von sonigi Dings," sagte er nach einer Weile ohne aufzublicken und mit etwas unsicherem Ton. „Schau, du hesch mer so vertrauli dine Gedanke g'offenbart, daß es e rechte Schand wär, wenn i der epps unwaies vormiechdi[1]). I hab' frühjer e Sünd begange, wo mer der Herrgott nit pardoniere könnt', wenn i nit sebscht min Bußfertigkeit zeige thät. I hab' gebeicht' und Absolution empfange, awwer min Gewisse het mer als doch ken Rüh' gelon, un do hab' i den Herrn Bischof unter=

---

[1]) Unrechtes vormachen würde.

thänigscht ersucht, mi hie drowwe in der schlechte Stell bis an mine Hintritt verharre ze lon, un hab' mer derzu au noch die Pönitenz oferlegt, daß i von mi'm geringe Salär donnoch zosammespare wollt', wott i könnt', um daß i doch nooch mi'm Tod, denen, wo ich Übels gethan hab', epps Güets anthue könnt'."

Er schwieg und 's Meikatel fühlte sich so eigentümlich bewegt, daß es auch keine Worte finden konnte. Es schaute den Sexack mit lächelnder Rührung an und bemerkte, wie allmählich sich das Wasser in seinen Augen sammelte und dann dem einen eine dicke Thräne entquoll und langsam über die runzelige Wange lief. Da streckte das Mädchen seine Rechte aus, und der Vikar legte die seinige hinein und ließ die Thräne laufen.

„I hab sonscht grad ken großi Ursach', dene geistliche Herre epps ze Lieb' ze thuen" — sagte 's Meikatel — „awwer für Se, Herr Vikar, will i bete, wenn Se's noch bedürftig sin."

Mit einem ängstlich fragenden Blicke sah der Vikar zu ihr auf und sagte: „Was hesch denn für Leid erfahre von dene geistliche Herre?"

„Des darf i nit verrate," antwortete 's Meikatel und wurde dabei dunkelrot. „I hab's mim Müederli of'm Sterbebett versproche, daß i's kene Mensche saue will."

Der Vikar sah die dunkle Röte sich über des Mädchens Wangen ergießen, zog seine Hand fort und ballte sie fest mit der andern zusammen; seine Lippen bewegten sich, als ob sie ein Stoßgebet sprächen und seine Arme zitterten. Dann stand er auf, ging ein paarmal rasch in dem engen Stübchen hin und her und blieb zuletzt bei dem Sofa stehen. Er legte eine Hand auf die Lehne desselben und blickte zum Fenster hinaus über des Meikatels Kopf hinweg, als er die bebende Frage that: „Maria Katharina Habenschott heischt du?"

's Meikatel wußte nicht, was das zu bedeuten hatte. Eine plötzliche Angst überkam es. Es wäre am liebsten davongelaufen,

sowie es sein überraschtes und halb unwilliges „ja“ gesagt hatte. Aber gerade, als es sich erheben wollte, that der Vikar seine zweite Frage:

„Wie hieß dini Müeder, eh sie e Habenschott wurde?“

„Herr Vikar!“ rief das Mädchen laut. „Was wisse Se?“

Und der Vikar that seine dritte Frage:

„Du bisch nit in Molsheim gebürtig, Meikatel, nit wahr, du bisch . . .“

Da fiel es ihm, rasch aufspringend und mit funkelnden Augen ihm gegenübertretend, in die Rede: „Un du — bisch — der Serack?“

„I bin der Serack.“

’s Meikatel wurde ganz blaß. Es preßte seine Lippen zusammen und seine großen Augen leuchteten heller im Zorn. Kühn aufgerichtet, den rechten Fuß vorgesetzt und die geballten Hände gegen die wogende Brust gedrückt, herrlich anzuschauen in seiner kräftigen Schönheit, so stand es dem gebeugten, zitternden Manne gegenüber, der sein Vater war.

Lange sprach keines ein Wort, bis endlich das Mädchen seine Fäuste von der Brust nahm und sein auf dem Tische liegendes Bündel ergreifend fast unmerklich bebend sagte: „Mini Müeder het Inne alles vergesse un vergebe.“

„Un du, Meikatel, un du?“ rief der Vikar und trat auf sie zu.

Da wandte sie sich noch einmal zu ihm um und sagte mit erhobener Stimme in leidenschaftlichem Ton: „Wenn e Maidli en Mann so recht lieb het, nachher gebt’ em freudi sin Alles hin; wenn awwer e Mann e Maidli nit ehrli liebe darf, dnoh soll er au nix von em begehre.“

Und ’s Meikatel nahm sein Bündel und schritt zur Thür hinaus.

Am selbigen Abend hat der Sexack sein Nachtessen nicht angerührt. Vor dem Sofa, wo 's Meikatel gesessen war, ist er lange, lange auf den Knieen gelegen und hat geschluchzt. Das war sein Vespergebet. Und als es Nacht ward, hat er sich angekleidet auf sein Lager geworfen und die Gedanken sind so wild auf ihn eingestürmt, daß er keinen Schlaf hat finden können.

O alle Heiligen, hat er gedacht, so war Eure Fürbitte gar nichts nütze und Du, unversöhnlicher Gott der Gerechtigkeit, zürnest mir noch immer? Oder wäre meines Kindes Stimme nicht Gottes Stimme? Soll ich für sie beten, daß die heilige Jungfrau ihren ungerechten, harten Sinn zu christlicher Vergebung lenke?

Aber nein, das Mädchen hatte recht! Denn er hatte es verschuldet, daß es hinter einem erborgten Namen die Schande seiner Mutter zu verbergen suchen mußte, er hatte ihm den Vater geraubt, indem er sein Vater wurde, er hatte Mutter und Kind aus ihrer Stellung unter den Mitmenschen verdrängt, denn die Mutter war eines wohlhabenden Bauern Tochter gewesen und hatte sich durch ihre Liebe zu ihm um die Möglichkeit gebracht, jemals eines ehrlichen Bauernsohnes Frau zu werden. Sie hatte später gewiß unter ihrem Stande geheiratet, denn wie hätte sich sonst 's Maikatel in die Notwendigkeit versetzt gesehen, als Dienstmagd aus dem Hause zu gehen? Er wußte nicht, was für Jammer und Elend er über die Frau gebracht haben mochte, er wußte nur, daß der Stiefvater, welcher der Tochter riet, nach Paris zu gehen, um dort „Fortüne zu machen", kein Mann von guter Sitte sein konnte. Aber dann drängte sich ihm auch wieder der Gedanke auf, daß es unmöglich eine so große Sünde sein könne, einem so schönen, guten und klugen Mädchen das Leben zu geben wie dem Meikatel, das als ein lebendiges Lob des Höchsten auf Erden wandle.

Er betete und weinte, er zermarterte sein Gehirn und sein Gewissen und fand doch keinen Ausweg, keinen Trost, als etwa den allein, daß die Mutter, die Gute, ihm sterbend vergeben habe. Als er endlich lange nach Mitternacht in einen unruhigen Schlaf verfiel, träumte er nur von seinem wunderschönen Kinde. Er hörte die weiche, volle Stimme, das treuherzige Geplauder, er hörte, wie es die drei Hannöverschen Fräuleins und den Berliner Unteroffizier so drollig nachzuahmen suchte — und er lachte im Traum. Als er aber frühmorgens schon wieder erwachte, netzten noch die Thränen sein Angesicht und die bösen Gedanken schwirrten wieder in seinem Haupt.

Er ging in die Kirche und las die Frühmesse; aber er wußte nicht, was er las und was er sagte, denn es schwamm ihm vor den Augen und seine Kniee zitterten. Als er nach Hause kam, brannte ihm der Kopf und er fühlte sich so elend, daß er sich wieder zu Bett legen mußte. Er fiel in ein hitziges Fieber und lag stundenlang, sich selbst überlassen, denn die Nachbarin konnte nur wenig abkommen von ihrem Haushalt und ihren Kindern.

Er meinte, seine letzte Stunde sei gekommen und schickte nach einem Notar; der mußte ihm sein Testament aufsetzen, in welchem er all das bare Geld, das man in einem kleinen verschlossenen Kästchen in seinem Schreibtische finden werde, der Maria Katharina Lamm, genannt Habenschott, in Molsheim vermachte.

Aber seine Natur war doch stärker als das Fieber und machte ihn wieder gesund. Er versah sein Amt wie früher, sparte entsagungsvoll weiter, arbeitete in seinem Gärtchen und angelte im nahen Bache nach wie vor. Doch war er in den vierzehn Tagen seiner Krankheit merklich gealtert und die harmlose Fröhlichkeit, der er sich vorher so gern hingegeben hatte, wenn ihm auf seinen einsamen Wegen die Schönheit seines Heimat-

landes so lachend entgegentrat, die wollte nicht mehr über ihn kommen.

Und die Leute sahen ihm nach und schüttelten die Köpfe.

Es war an einem der ersten Oktobertage desselben Jahres. Die Sonne stand schon recht hoch am Himmel und wärmte mit ihren wohlmeinenden Herbststrahlen dem Sexack den Rücken, wie er da auf der Leiter stand und die letzten dunkelblauen Trauben von dem Weingehänge über seinem Studierstubenfenster abschnitt. Die Fensterflügel standen weit offen, und von seiner Leiter herab sah der Vikar gerade noch ein Stück der frischgescheuerten Diele, auf welcher die kräftigen Schatten der Weinblätter und Ranken hin und her glitten.

Es war ihm, als hörte er hinten die Hausthür gehen. Schon wollte er von der Leiter steigen um nachzusehen, wer da sei, als er ganz oben unter dem Dache noch eine große schöne Traube bemerkte, welche ihm bisher entgangen war. Er kletterte eiligst hinauf, um sie erst noch abzuschneiden. Wie er sie aber in sein Körbchen gethan hatte und wieder herunterstieg, hörte er, als er gerade vor dem Fenster angekommen war, daß man an seine Stubenthür pochte. Er steckte den Kopf zum Fenster hinein und rief ein lautes: „Entrez!“

Da ging die Thür auf und herein trat — — ’s Meikatel, in seinem Sonntagsstaat wie damals und herrlicher als je anzuschauen. Und wie es den Sexack im Fenster sah, streckte es ihm beide Hände entgegen und rief! „Salut, Vadder!“

In des Vikars Herzen that es einen gewaltigen Ruck, so daß er fast von der Leiter gefallen wäre, wenn er sich nicht noch rechtzeitig festgeklammert hätte. Er stieß eine Kette von Lauten aus, die halb wie Schluchzen, halb wie Jauchzen klangen.

Endlich brachte er die Worte: „Ewwezemär! 's Meikatel!" hervor und stieg, zitternd vor freudiger Aufregung, durch das Fenster ins Zimmer hinein, wo ihm das Meikatel kurzweg um den Hals fiel und ihn küßte.

Ach, das that dem Sexack wohl! Die ganze Stube drehte sich um ihn herum. Er wankte und das Töchterlein mußte ihn stützend zum Sofa geleiten. Da fiel er so schwer in die Ecke, daß die letzte Feder des alten Möbels knackte und einen dumpfen, lang ausklingenden Schmerzenslaut von sich gab.

„Nimm di zosamme, Vadder; jetz isch alles wedder güet," sagte 's Meikatel und streichelte ihm die rauhen Backen und den grauen Kopf.

„Hajo! wie isch denn des kumme?" frug der Vikar, noch zwischen Lachen und Weinen kämpfend.

„So isch's kumme!" rief s' Meikatel triumphierend und zeigte seine rechte Hand vor, an welcher der goldene Trauring glänzte. „s' isch e garde-forêt, Vadder, e Förschter. I bin vorusgerennt, um daß i der alles verzähle könnt, un er verwilt sich noch e Stündel in Dagsburg, dnoh kummt er her un derno muscht ess kopliere, Vadder. Bim Maire von Wangenburg sim'mer schunn g'sin, un's certificat de mariage hab' i im Sack. Gsich, voilà!"

Sie zog das Papier aus der Tasche und entfaltete es sorgfältig.

„Do, attente, Vadder: Wangenburg den foften Oktober achtzehnhundertundneunundsiebezig — un so witer — na — un do steht's: Die Maria Katharina Lamm, genannt Habenschott, Tochter der Maria Josepha Lamm aus St. Pilt im Oberelsaß, dreiundzwanzig Jahr alt, un der Förschter Jean Basil Gottlieb George Trautner, dreißig Jahr alt, aus Wangenburg

im Unterelsaß — ach, Vadder, i kann der gar nit saue wott i eso kezzerli häwi bin![1])"

Sie warf das Papier auf den Tisch und drückte des Vikars Hand. Darauf zog sie glücklich lächelnd eine kleine goldene Uhr, welche an einer langen goldenen Kette um ihren Hals hing, aus dem Mieder und sagte darauf blickend: „Jetz währt's numme dreiunvierzig Minüte bis der George kummt. Gsich, Vadder, des Ührl het mer der Arthur geschenkt, wo ich 'ne geschriewe hab', daß i Hochzit mache will. Un das silbere Medaillon do, des het mer der George verehrt mit si'm Porträt drin. Lüeg — des isch er; awwer er siecht viel, viel scheener us!" Dabei hatte sie das Medaillon aus dem Busen geholt und wies nun dem Vater den schlechten kleinen Kopf hin, aus welchem man nur ersehen konnte, daß ihr George einen großen Vollbart hatte.

„Gell du, 's isch e hübscher Mann?" frug sie und lachte glückselig auf, indem sie das Medaillon wieder zudrückte und an seinen holden Ruheplatz zurücksteckte.

„Du lieb's Kindele," sagte der Sexack und streichelte ihren Arm. „Awwer nu sag' mer als g'schwind, wie de ne kriejt hesch, sonsch isch er do, eh ich epps dervon weiß."

„Na schau, Vadder," hub's Meikatel weiter zu plaudern an: „Wie i als im Juni fortgange un in Dagsburg iwwer Nacht gebliewe bin, do hab' i gedenkt: 's isch donnit recht von der, daß d' im Vadder, dem dini Müeder vergebe het, so de Buckel g'wendt hesch. Wie müß es dem arme Mann ze Muet sen, der nimmi ken Maidli embrassiere darf! Un dnoh hab i' gedenkt, daß mer doch im Grund ke'm Mensche d' Lieb' verbiete dürf', wil d' Lieb' sich nix kommandiere loßt. Awwer wie ich am lendemain hab' retourniere welle, hab' i's donnit gekönnt

---

[1]) Wie so ketzerlich übermütig froh ich bin.

un hab' Bech g'en[1]) un mi resolviert, daß i der alles vergesse un vergebe will, wenn i 'en ehrliche Mann fänd', wo mer sine ehrliche Name gebe un ken Anstoß an miner Geburt nehme thät. Un i hab zur Sainte Vierge gebet' un e paar Altarkerze gelobt, daß s' mi de Mann recht recht ball finde loßt. Un derno bin i mit'em güete G'wisse of Wangenburg gemarschiert, hab' mi awwer derbi so arig verloffe, daß i nimmi us un in gewißt hab', bis i angfäng am Nohmedaa[2]) schier gschwach[3]) vor Hunger un mit weihe[4]) Füß an e Forsthus kumme bin, wo se mi güetig ofg'nomme un restauriert h'en. Do het na der George Trautner mit si'm Müederli un e Knecht ganz allein logiert. Angfäng, Vadder, i will's kurz mache" —'s Meikatel zog wieder seine Uhr heraus — „In einundrissig Minüte kummt er als — wie ich en' enz'ge Stund' mit 'em zosamme g'sin bin, hab' i gewißt, daß der 's wär' un ken andere of der Welt. Un do hab' i's 'ne glich saue welle, awwer — i hab' donnit 's courage derzu g'hett. Grad wenn i's hab' saue welle, bin i als krebsrot worre un hab' min Mül nit ofbringe könne. Am lendemain, wo i genächtigt un mi g'stärkt hatt' un mine Füß wedder kuriert g'sin sin, hab' i ken prétext zum Verwile g'hett un bin mit Gruß un scheen Dank wedder aabaschet[5]). Un der George het mi of de Wej bracht of Wangenburg un het ken drei Wörtle gesproche un mi als immi ang'schaut, as wenn er mi gern epps fraue möcht'. Un mer het's Bluet wie Füer in de Backe g'finklet[6]) un in de Ohre het's e G'surrs un e Geböbbels ge'n[7]) — awwer i hab's ne donnit saue könne, wie lieb ich ne hätt'. Un am nächschte Kryzwej, wo's of Wangenburg g'führt het, do simmer mit 'em behüet Gott un Händedruck

---

[1]) Mich schnell davongemacht. (Pech gegeben?) [2]) Endlich am Nachmittag. [3]) Ohnmächtig. [4]) Wehe. [5]) Fortgegangen. [6]) Gebrannt. [7]) Gesurr und Gepoch gegeben.

usenander 'gange, as wenn's ken Wiedersehe gäb'. Un wie der George ums Eck verschwunde isch, hab' i mi an de Wej g'setzt un grint as wie e rechti Dotsch[1]) un hab' mi 'gschamt vor mer selbscht, wil i so höchgemut us'gange bin, mer e Mann süche, un wie i 'ne g'funde hab', hab' i donnix g'saat. Dnoch hab' i gedenkt: sollscht jetz aabasche un din Glück d'hinte lon un de George nimmi wiedersehn? Zeletscht hab' i mi resolviert, daß i in Wangenburg verwile will, wo der George oft ze schaffe g'hett het, daß er mi dorte vielleicht rencontriere möcht' un sin Lieb offebare, denn daß er mer güet isch g'sin, des hab' i ganz gewiß gewißt. Na hat sich's au grad so g'füegt, daß im hôtel in Wangenburg e fille de chambre g'fehlt het. Do hab' i mi offeriert un bin au dorte plaziert worre. Un des isch min Glück g'sin, denn der George isch wirkli kumme, un wie er mi dorte gewißt het, isch er immi öfter kumme un — am letschte juillet het er mi g'fraat un i hab' ‚ja' g'saat."

Sie hielt ein Weilchen inne, um wieder nach der Uhr zu sehen.

„Noch siebeunzwanzig Minüte," murmelte sie und fuhr dann laut fort: „I hab 'em George tut swit[2]) g'saat, wie 's mit miner Herkunft b'schaffe isch, awwer des het 'ne gar nit geniert. Sin' Müeder isch's awwer donnit recht g'sin un se het err Konsens nit ge'n welle, wil i bludd e Dienschtmaud un se von güetem Stand isch g'sin. Wie awwer der Sohn nit von mer het lasse welle, do het se sich heimli in Molsheim un in Stroßburj bi alli, wo mi 'kennt h'en, nooch miner conduite umgethon, un wie 's alli bericht h'en, daß i allegelde brav g'sin bin, do het se zeletscht doch err Konsens ge'n — un geschtern isch unseri Hochzit g'sin, un min Gebet isch erfüllt un i kann der von ganzem Herzen alles vergesse un vergebe un will di as

[1]) Dummes Ding. [2]) Tout de suite = sogleich.

mine liebe Vadder bis an min sel'ges End allewil ästimiere un verehre — Amen!"

's Meikatel hatte immer schneller gesprochen, um rasch zum Schluß zu gelangen. Dann gab es dem Vater einen Kuß und wollte darauf eben wieder nach der Uhr schauen, als draußen Männertritte hörbar wurden. Da horchte es hoch auf, lief an die Thür, riß sie auf und flog ihrem „Schorsche" an den Hals, der eine Viertelstunde früher gekommen war, weil er's vor Sehnsucht nach seinem jungen Weibe nicht mehr hatte aushalten können, und der jetzt sein Meikatel umarmte, als seien sie wer weiß wie lange getrennt gewesen.

Dann zog seine Frau Försterin ihn in die Stube hinein und rief triumphierend: „Vadder, do isch er schunn! Des isch der George Trautner, min Mann."

Und dabei stemmte sie die Arme in die Hüften, stellte sich neben den Sexack, dem vor Freude die Thränen stromweis die Wangen herunterliefen, und beschaute mit ihm den großen, starken, hübschen Mann mit dem stattlichen blonden Bart. Und dann fiel sie ihm wieder um den Hals und küßte ihn ab, daß es schallte, und jauchzte zwischen den Küssen laut auf: „Gsich, Vadder, eso lieb hab i 'ne!" . . .

Und damit ist die Geschichte wohl zu Ende. Der Sexack lebt in Seelenruh und Bequemlichkeit und sein schönes Töchterlein kommt oft nach Harreberg hinauf, um zum Rechten zu sehen.

Es ist mit seinem Jean Basil George Trautner sehr glücklich geworden und sie haben sich immer noch herzlich lieb — und ihren Buben dazu. Behüt sie Gott alle mitsammen!

— 1885 —

Die Gloria-Hose.

Eine Thüringische Pastoralgeschichte.

„Frau! Frau!" rief der Pfarrer Kannepich ganz aufgeregt in die Küche hinein. „Gieb dem Boten einen Bittern, 's ist ein Brief gekommen — vom hohen Kirchenregiment."

Die Frau Pfarrerin stand eben am Waschfaß und wusch die Windeln des Jüngsten aus. „Ein Brief!" rief sie und riß vor Schreck die Augen weit auf. Und dann trocknete sie sich die Hände oberflächlich an der Schürze, rieb die bloßen Arme auf ihren Hüften ab und nahm aus den zitternden Fingern ihres Mannes das gefährliche Schreiben entgegen. Sie drehte es nach allen Seiten hin, betrachtete bald das große Amtssiegel, bald die Adresse und reichte es endlich vorsichtig wieder zurück: „'s ist wirklich an dich, Kannepich — na, da werd' einer klug draus!"

Damals, vor sechzig Jahren ungefähr war es, kam der Briefbote nur gar selten in das abgelegene Dörfchen hoch oben im Thüringer Wald, wo der hochwürdige Gotthilf Kannepich Seelsorger war. Der gute Mann hatte absolut gar keine Korrespondenz, nicht die geringsten Beziehungen zur Außenwelt und kaum irgend welche zu seinen kirchlichen Behörden, die ihn

seit einer ganzen Reihe von Jahren in seinem toten Winkel schier vergessen zu haben schienen. Das war ihm auch sehr recht so, denn er hatte einen wahrhaft kindlichen Respekt vor allem, was mit der hohen Obrigkeit, sei es geistliche oder weltliche, zusammenhing, und kam sich ihr gegenüber stets etwas armsündermäßig vor, denn er war sich wohl bewußt, daß er weder ein Schriftgelehrter, noch ein Gewaltiger des Wortes, noch ein Heiliger sei und überhaupt nicht eine einzige imponierende Eigenschaft besitze — es sei denn seine Eigenschaft als Vater von sieben unvermählten Töchtern. Aber in seiner Einfalt und Demut war er ein guter Christ, und er hatte eine eigne Art, den Leuten tröstend zuzureden, und wurde von ihnen hoch verehrt wegen seines Verständnisses für alle Leiden des lieben Viehes.

Nachdem der Briefbote seinen Bittern genossen und sich verabschiedet hatte, eilte die Pfarrerin in ihres Mannes Stube. Anna und Lieschen, die sechs und vier Jahre alten Töchterchen, hatten sich an ihren Rock gehängt und mit hineinschleppen lassen; Lore, die fünfzehnjährige, kam mit der Jüngsten auf den Armen nach und alle starrten bestürzt den alten Vater an, der mit dem geöffneten Schreiben ganz geknickt in seinem Lehnstuhl saß.

„Modice, Modice, Modice!?" seufzte der Pastor mit verzweifeltem Frageton vor sich hin.

„Was ist's denn? Lieber Himmel, Kannepich, du bist ja ganz blaß!" rief die Frau und stützte ihre derben Fäuste auf den Tisch, indem sie sich zu ihrem Gatten hinüberbeugte.

„Modice will er haben, Frau. Weißt du nicht, was Modice ist?"

„Wer denn?"

„Der neue Supperdent kommt zur Visitation am Sonntage. Modice will er haben, schreibt er."

„Ist das was zum Essen?"

„Freilich, freilich!“ Und der arme Pastor kratzte sich die Bartstoppeln gegen den Strich, wie er immer zu thun pflegte, wenn er in Verlegenheit war. „Weiß denn keins, was das ist?“

„Vielleicht der Herr Kandidat,“ wagte Lore nach einer längeren Pause schüchtern zu bemerken.

„Der Herr Kandidat! Immer der Herr Kandidat,“ brauste der Alte auf. „Ich will von dem Windbeutel ein für allemal nichts wissen.“

„Aber Mann, der Herr Kandidat ist doch bei dem Grafen in Weimar Hauslehrer gewesen, der kennt gewiß alle die feinen Modegerichte und vielleicht kennt er gar den neuen Supperdenten selber.“

Der Pastor kratzte immer aufgeregter mit dem Rücken seiner Rechten gegen seine Stoppeln. Was die Frau gesagt hatte war ganz richtig; er hatte selbst gleich an den Kandidaten gedacht, aber — er zog seine Frau in die Fensternische und sagte ganz kleinlaut: „Siehst du, Luise, ich hab' ihm doch vor ein paar Tagen erst den Pelz gewaschen wegen seinem heimlichen Karressieren und Scharmieren mit unserm Dortchen und hab' ihm gesagt, daß er sich nicht unterstehen soll . . .“

„Du wirst's ihm schön grob gegeben haben, dem armen, lieben Menschen,“ fiel ihm die Pastorin erregt ins Wort. „Wir haben doch, weiß der liebe Himmel, die Freier so nötig wie 's liebe Brot, hier oben mit unsern Sieben. Ich möchte wissen, worauf du noch warten willst für unser Dortchen, und Malchen könnte auch schon daran denken . . .“

„So bist du nu, Luise,“ unterbrach der Pfarrer ihren Redefluß und wendete seufzend die Augen gen Himmel. „Guck doch, wie die Kinder horchen. Geht 'naus, Kinder. — Ich werde doch mein gutes Dortchen nicht einem jungen Sausewind geben, dem noch weit mehr Studiosenunfug als Gottes Wort im Kopfe steckt und der noch lange laufen kann, bis er zu Amt

und Würden kommt. Über alte Leute lachen und mit seines Pfarrers Töchtern Heimlichkeiten anzetteln, das kann er, aber …“

„Siehst du, Kannepich, siehst du. Wer wird hitzig von uns beiden, wer redet, was nicht hergehört? Und was du da sagst, daß er Gottes Wort nicht im Kopfe hätte, das ist auch gar nicht wahr, denn er hat neulich, wie du das Zipperlein hattest, so herzbeweglich gepredigt, daß nicht einmal die alten Weiber eingeschlafen sind und mein Dortchen ist heimgekommen und hat geweint und gesagt: ‚Mutter, es wär' unverdiente Gnade, wenn ich den Johannes kriegte, aber einem andern Manne könnt' ich um nichts in der Welt wieder so gut sein!‘ Das hat sie gesagt.“ Und die Frau Pastorin hätte noch lange nicht aufgehört, wenn nicht plötzlich die Thüre aufgeflogen und die zweite Tochter, Malchen, mit erhitztem Gesicht hereingelaufen wäre.

„Vater,“ flüsterte sie, noch halb atemlos. „Der Johannes, der Herr Kandidat, ist wieder mit der Doris im Garten und sie knutschen sich und küssen sich ab, daß es eine Schande ist.“

„Ei du!“ rief der gute Pfarrer und versuchte sehr grimmig dreinzuschauen. „Da haben wir's! Soll ich jetzt vielleicht 'nausgehen und ihn schön bitten, wenn er sich an meinem Dortchen satt geschmatzt, mich gefälligst anzuhören und mir einen guten Rat zu geben?“

„Ist ja auch nicht nötig, es wird dir schon noch selbst einfallen, was Modice ist,“ versetzte seine Gattin nicht ohne Schärfe und warf dem Malchen einen bösen Blick wegen ihrer Zuträgerei zu, die gerade zur unpassendsten Zeit gekommen war. Darauf schritt sie sehr eilig hinaus und warf die Thür hinter sich.

„Modice!“ rief der arme Pastor in heller Verzweiflung ihr nach. „Modice! 'naus, Malchen, du Klatschbase, und daß du dich nicht mehr aus dem Hause rührst, bis …“ Er wies

mit strengem Blick nach der Thür, und Malchen, die den Vater nie so ernstlich böse gesehen hatte, begann vor Schreck zu weinen, als sie hinausging.

„Ach, diese Visitation! Modice — ich muß es wissen," jammerte der alte Herr vor sich hin, setzte in der Eile das Käppchen schief auf und lief spornstreichs zum Hause hinaus, das verhängnisvolle Schreiben noch in der Hand haltend.

Der Garten war durch eine Mauer vom Hofe des Pfarrhauses getrennt. Vor dem offenen Thore derselben blieb der Pastor eine Minute lang sinnend stehen. Dann nahm er eine große Prise, trat in den Garten, schlug den einen Thorflügel zu, daß es dumpf krachte, und begann dann plötzlich laut, mit etwas zitteriger Stimme zu singen: „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank ..."

Da leuchtete ja Dortchens helles Kleid hinter den Haselsträuchern. Der Herr Pfarrer blieb stehen, wandte den Haselsträuchern den Rücken und sang in die blaue Luft hinauf: „Erhebe Gott, o Seele." Hea=a=tschi! Ein erschütterndes Niesen unterbrach den frommen Morgengesang. Und dann zog er sein baumwollenes Sacktuch hervor und ließ mit Anstrengung aller Kräfte volltönende, langandauernde Trompetenstöße erschallen. Darauf wendete er sich vorsichtig wieder nach der Richtung der Haselsträucher um. Richtig, sie waren fort und hatten ihre Zeit wahrlich gut benutzt, denn schon im nächsten Moment kam der Herr Kandidat, Johannes Möbius, ganz harmlos vom Hause her auf den hochwürdigen Papa Kannepich zugegangen.

„Schönen guten Morgen, Herr Pastor. Ich hörte Ihren Morgengesang und erlaubte mir einzutreten, um ..."

„Servus, Servus, Herr Kandidat. Ist mir eine rechte Freude, daß Sie mich einmal besuchen. Wir können ja gute Freunde bleiben, nicht wahr, wenn das auch mit meiner Ältesten ... na, wir wollen nicht davon sprechen."

„Ich komme eigentlich, um mich zu verabschieden. Ich will mich nämlich wieder nach einer Hauslehrerstelle umthun, da auf eine Anstellung noch keine Aussicht ist, und meinen Eltern hier möcht' ich auch nicht gern länger zur Last fallen."

„Ach, Sie wollen schon wieder fort, lieber Möbius? Das thut mir aber leid! Hören Sie, über den Sonntag müssen Sie aber noch bleiben, da kommt der neue Herr Supperdent zur Visitation und bleibt bei uns die Nacht."

„Ei wirklich, Herr Pastor!" rief Johannes, und es blitzte übermütig in seinen hübschen blauen Augen auf. „Der Herr Doktor Schneckenfett, nicht wahr? Den kenn' ich schon von Weimar her. Ein sehr gelehrter Herr und ein strenger Herr soll er sein, ein sehr strenger Herr, der's in allen Dingen gar so genau nimmt. Na, Herr Pastor, bei Ihnen hat's ja keine Not, Sie werden wegen dieser Visitation schon ruhig schlafen können."

O weh, wie wurde dem armen, alten Pfarrer bei dieser Nachricht zu Mute! In seiner Aufregung überhörte er ganz den Spott, der wohl in den letzten Worten des mutwilligen Kandidaten liegen sollte, und bemühte sich nur, unbefangen zu lächeln.

„Freilich wohl, freilich wohl," sagte er. „Übrigens, da, lesen Sie selbst, was er schreibt." Und er reichte dem jungen Manne den Brief hin. Aufmerksam beobachtete er die Züge des Lesenden, die jedoch ganz ruhig blieben. Gleichgültig, mit einer kleinen Verbeugung gab jener das Schreiben zurück.

Der Herr Pastor hatte ein wenig Herzklopfen, aber es mußte heraus. Er räusperte sich stark und fragte dann mit einem unsicheren Aufblick: „Haben Sie's denn vielleicht schon einmal gegessen?"

„Gegessen?" gab der Kandidat mit ungeheucheltem Erstaunen zurück.

„Nu ja, hier steht's doch." Und er faltete das Blatt

wieder auseinander und las: „Wenn ich bezüglich des Essens einen Wunsch aussprechen darf, so sei es der: modice! Es ist mir so vielfach bei meinen Visitationen vorgekommen, daß die Herren in einer Weise üppig auftischten, wie es weder meinen bescheidenen Ansprüchen noch ihren Verhältnissen angemessen erschien. Darum modice, lieber Herr Amtsbruder, nicht wahr: modice!"

Es kostete dem Kandidaten gewaltige Mühe, dem guten Alten nicht laut ins Gesicht zu lachen. Daß eines Pfarrers Latein einmal so gänzlich zu Ende sein könnte, daß er nicht wüßte, daß modice „mit Maßen" hieß, hätte er nicht für möglich gehalten. Aber das war doch eine zu prächtige Gelegenheit, dem alten Papa für seine Hartherzigkeit in Sachen Dortchens einen kleinen Streich zu spielen, als daß er sie sich hätte entgehen lassen können. Er setzte also eine möglichst ernsthafte Miene auf und sagte: „Modice? Ach richtig — jawohl, freilich — das ist ja das neue Gericht, das in Weimar bei Hofe jetzt so Mode ist. Die Frau Großherzogin muß es ihrem Manne immer zum Geburtstage kochen. Kalbskopf in Sahne gebraten ist das; ich hab's bei meinem Grafen auch manchmal gegessen. Delikat, sage ich Ihnen, Herr Pastor. Ich habe mir das Rezept von dem gräflichen Koch geben lassen. Ich muß es noch zu Hause haben; soll ich's abschreiben für die Frau Pastorin?"

„Ach ja, bitte, lieber Möbius; Sie thäten mir einen großen Gefallen damit. Nicht wahr, man will's doch seinem Vorgesetzten gern recht gemütlich im Hause machen, und wenn so ein Herr seinen aparten Geschmack hat und obendrein drum bittet ... Menschliche Schwäche, lieber Möbius. Eine feine Küche gehört freilich nicht zu einem guten Seelsorger, aber nu ja ... sehen Sie, so ist der Mensch nu 'mal — wir haben alle unsre kleinen Schwächen."

„Ja, und deine ist das Latein,“ dachte Johannes und versprach, das Rezept sofort abzuschreiben und in die Pfarre zu bringen.

„Kalbskopf in Sahne!“ murmelte der Pastor und rieb sich vergnügt die Hände. „Ein strenger Herr soll er sein, ein sehr strenger Herr — aber wenn er sein Modice in Sahne gebraten kriegt —“

Das liebe, blonde Dortchen hatte von der Mutter schon Malchens Verrat erfahren und war auf das Schlimmste vorbereitet. Es stand am Herd und kochte und wischte sich immer ein Thränchen nach dem andern von den gesunden roten Wangen. Da kam der Vater mit ungewöhnlich raschem, festem Schritt in die Küche und rief freudestrahlend: „Kalbskopf in Sahne!“ Und dann erzählte er sein ganzes Gespräch mit dem jungen Möbius und tätschelte währenddessen sein schämiges Dortchen fortwährend auf die Backen.

Und nach kaum einer halben Stunde war auch der Kandidat wieder da mit dem Rezept in der Hand, noch naß von der Tinte. Dortchen guckte durch die Thürspalte und sah, wie ihm der Vater mit ausgestreckten Händen entgegenging. „Mein lieber, junger Freund!“ sagte er. Da schlug Dortchens verliebtes achtzehnjähriges Herz so stark vor Freuden, daß sie einen leisen, sehr hohen Jubelschrei ausstieß und ganz vergaß, Malchen die Augen auszukratzen, wie sie sich doch fest vorgenommen hatte.

Bald darauf, der Kandidat hatte sich wieder empfohlen, fanden sich alle neune zum Mittagessen zusammen. Vater, Mutter, Dortchen, Malchen, Lorchen, Klärchen, Anna, Lieschen und das allerkleinste, Gretchen in seiner Wiege, war auch dabei. Aber der Vater war auffallend ernsthaft und schweigsam, trotzdem sich das große Modice-Rätsel so glücklich für ihn gelöst hatte. Die Frau Pastorin fragte zwar mehrmals, was ihm denn sei, bekam aber nur ein ernstes „Warte nur!“ zur Auskunft.

Nachdem das Gebet gesprochen worden, sagte der Pfarrer wichtig: „Kinder, geht 'naus. Dortchen, Malchen bleibt da."

Dortchen wurde ganz rot und zitterte, Malchen freute sich, daß es nun am Ende doch noch für das Stelldichein hinter den Haselnüssen etwas setzen würde. Aber nichts dergleichen.

„Hört 'mal," begann der Alte und schritt bedächtig im Zimmer auf und nieder, „da hat mir der Kandidat von dem neuen Herrn Supperdenten Sachen erzählt, daß einem . . ." Der Stoppelbart kratzte fürchterlich! — „So einen gestrengen Herrn haben wir noch nicht im Kirchenregiment gehabt." Er seufzte. Die Mutter und die Mädchen sahen sich ängstlich an.

„Kinder, ich bin ein bescheidener Mann, ich weiß nicht, ob meine Predigten gut oder schlecht sind und ob ich damit vor dem Herrn Supperdenten bestehen werde. In eine schlechtere Stelle kann er mich nicht versetzen lassen, denn das hier ist, Gott sei Dank, die schlechteste im Lande, und wie ich darauf auskomme und euch sieben durchbringe, das weiß nur Gott und meine Luise." Er trat vor seine Frau und drückte ihr die beiden Hände.

Es war sehr feierlich und ängstlich, und die beiden großen Mädchen waren nahe daran, vor Rührung zu weinen.

„Na, aber wißt ihr, Kinderchen," fuhr der Alte fort, „wie ich immer sage: Nur immer heiter, der Herr hilft weiter! Wenn ich dem gelehrten Herrn auch zu einfältig predige, soll's ihm doch wenigstens bei uns im Hause gefallen — und dabei müßt ihr mir helfen. Bei einem guten Essen kann man schon einmal eine schlechte Predigt vergessen . . ."

„Kannepich," fiel hier die ungeduldige Frau Pfarrerin ein. „Könnten wir ihm nicht seinen Kalbskopf vor der Kirche auftragen?"

„Aber, Luise!" rief der Pastor aus und sah seine Frau mit mildem Vorwurf an. „Mit vollem Magen in die Kirche

gehen? Nein, meine Predigt, mag sie werden wie sie will, muß er nüchtern hören. Kocht mir nur das Modice genau nach dem Rezept, Kinder, das wird ihm dann schon schmecken! Und dann auf den Abend . . ." Er stockte, er lachte kurz auf, kratzte sich im Bart und fuhr dann fort: „Nein, was es doch für närrische Menschen giebt! So vornehme Herren haben doch zu merkwürdige Grillen im Kopfe. Denkt euch, der Möbius, der den Herrn Supperdenten von Weimar her ganz genau kennt, hat mir erzählt, er hätte eine Passion für — ihr werdet mir's nicht glauben, Kinder, aber der Kandidat hat mir's selber erzählt, er wäre auch im ganzen Lande dafür bekannt — er hätte eine närrische Passion fürs — Lichtputzen!"

„Fürs Lichtputzen?!" riefen die drei Zuhörerinnen erstaunt.

„Ja, fürs Lichtputzen. Ein komischer Herr, nicht wahr? Aber wenn er abends in seiner Studierstube sitzt und recht gelehrt zu arbeiten hat, dann müssen sie ihm immer eine halbe Mandel Lichter auf den Tisch stellen, und wenn dann die Schnuppen so recht schön lang geworden sind, so richtige Räuber, dann macht er sich mit der Lichtputzschere darüber, und das macht ihm solchen Spaß, daß er davon immer die beste Laune und die tiefsten Gedanken kriegt."

„Herrjechen, nein!" rief die Pastorin und schlug die Hände zusammen.

„Na da!" sagte Malchen.

Dortchen allein schwieg und machte ein verlegenes Gesichtchen, denn ihr stiegen plötzlich einige Bedenken auf gegen die Wahrscheinlichkeit einer so überaus „närrischen Passion" — zumal für einen gelehrten Superintendenten. Sollte nicht ihr lieber Johannes sich einen etwas gewagten Scherz mit ihrem guten Papa erlaubt haben? Dortchen war gar nicht so dumm, wie sie es hätte sein dürfen als hinterwäldische Pfarrerstochter mit ganz wenig mehr als Dorfschulbildung. Seit sie ihren

Kandidaten hatte predigen hören, merkte sie auch wohl, daß ihr alter Vater doch gar kein Redner vor dem Herrn war und daß er klugen Stadtleuten wohl etwas einfältig vorkommen mochte. Aber sie liebte ihn trotzdem inniger als die andern Mädchen und war um sein Wohl besorgter als alle. Sie beschloß, ihren Liebsten bei nächster Gelegenheit gehörig ins Gebet zu nehmen. Finden wollte sie diese Gelegenheit schon, auch wenn sie Vater und Mutter darum ungehorsam sein mußte.

Es wurde nun eifrig Rat gehalten, wo und wie der Herr Superintendent unterzubringen sei, was alles zum Essen angeschafft werden mußte, wieviel Talglichter zu kaufen seien und so weiter. Und dann wurden die Kosten berechnet und geseufzt und der Bart gekratzt und überlegt, was man sich fürs nächste Halbjahr für Entbehrungen aufzuerlegen habe, um die unvorhergesehene Ausgabe zu decken.

Und als dies schwere Stück Arbeit erledigt, die Rollen verteilt und die Frauen an die Ausführung gegangen waren, da schloß sich der hochwürdige Pfarrer Kannepich in seinem Stübchen ein, nahm eine Prise nach der andern und überlegte, worüber er an dem Schreckenstage vor dem gelehrten Doktor Schneckenfett predigen sollte. Von seinen 52 fertigen Sonntagspredigten, die er Jahr für Jahr wieder aufwärmte, bestand keine vor seiner Selbstkritik. Er wollte es einmal mit einem freien Texte versuchen, nahm die Bibel vor und blätterte stundenlang mit nassem Finger darin, ohne etwas zu finden, worüber er sich etwas Besonderes zu sagen getraute. Endlich ging er verzweiflungsvoll in den Garten hinaus und grub im Schweiße seines Angesichts ein Stück Land um. Dabei fiel es ihm endlich ein, worüber er predigen wollte und auch gleich die Einteilung dazu in fünf Teile, ganz neu und erbaulich. Nun schloß er sich wieder ein, arbeitete das Thema aus und legte sich abends nicht eher zu Bett, als bis er fertig war. Er schlief

etwas unruhig die Nacht, denn er träumte von Kalbskopf in Sahne und von qualmenden Talgschnuppen und vom Doktor Schneckenfett mit der Lichtputzschere. Und dann kam der grimmige Superintendent und schnitt dem Kalbskopf à la modice mit der Lichtputzschere die Zunge heraus. Es war sehr schrecklich, aber trotzdem schlief der hochwürdige Gotthilf Kannepich gerade hierüber ein. —

Der furchtbare Sonntag war gekommen, die Bewohner der Pfarre seit dem frühesten Morgen in Aufregung und Geschäftigkeit. Der Pfarrer allein, der doch am aufgeregtesten war, stand heute später auf als sonst, weil er bis zu ungewöhnlich später Stunde seine Predigt memorierte und danach lange nicht hatte einschlafen können. Es war bereits acht Uhr vorbei, als er erst zum Rasieren vor den Spiegel trat. Hätte ihn sein Dortchen nicht zum Glücke beim Morgenkuß noch auf seinen gräßlichen Stoppelbart aufmerksam gemacht, so hätte er's in der Verwirrung vielleicht ganz und gar vergessen. Er hatte sich eingeseift und kratzte mit dem herzlich stumpfen Messer zum Erbarmen an seiner linken Wange herum, als er zu seinem Schrecken im Hausflur erst das Aufkreischen, Stürzen, Drängen, Schelten und Flüstern der Weiberschar und gleich darauf die volltönende, tiefe Stimme des Superintendenten vernahm. Die Hand mit dem Messer sank dem armen Pastor zitternd herab, in den steifen weißen Schaum der linken Backe bohrten sich langsam die ersten trägen Blutstropfen hinein. Hilf Himmel, da stand er in Hemdärmeln, schwarzsamtenen Kniehosen, geflickten Strümpfen und Pantoffeln und wußte nicht aus noch ein! Sollte er ins Nebenzimmer laufen und hinter sich zuriegeln? Aber nein, von da gab's keinen andern Ausgang und die Frau hatte den guten Rock noch zum Ausbürsten draußen. Oder sollte er sich nur den Schaum abwischen und sich durch die Thürspalte entschuldigen?

Während er noch überlegte, trat der gestrenge Herr Doktor Schneckenfett, von der knicksenden Hausfrau geleitet, auch schon über die Schwelle und ohne weiteres auf den sich verlegen hin und her drehenden Kannepich zu. Ehe der noch ein Wort der Entschuldigung und Begrüßung zu stammeln vermochte, dröhnte ihn bereits der saftige Baß des Kirchenhäuptlings gemütlich an: „Keine Entschuldigung, lieber Amtsbruder, keine Entschuldigung! Ja, Sie haben wohl nicht gedacht, daß ich so früh hier hinaufkommen würde in Ihre Einsamkeit? Ich bin ein Frühaufsteher, Herr Amtsbruder, und halte Fuhrmannsstunden im Sommer."

Der arme Pfarrer glaubte aus den letzten Worten einen Vorwurf für sich herauszuhören und verbeugte sich linkisch einmal über das andre. Er stotterte ungeschickte Entschuldigungen über den wenig feierlichen Empfang — immer noch das Rasiermesser zwischen den zitternden Fingern und ohne dem hohen Gaste die Hand zu bieten. Er bemerkte plötzlich, daß die Thür weit offen stand und in derselben seine Frau, in gleichfalls unvollendetem Anzug, und hinter ihr die lebende Mauer der sieben Töchter, alle mit ängstlichen Augen, vorgestreckten Hälsen und offenen Mündern. Das vermehrte noch die Verwirrung des Ärmsten, er kam sich wie am Pranger stehend vor. Da winkte er halb ärgerlich, halb betrübt mit dem Messer gegen die Thür und rief leise das Wort, das er seit langen Jahren täglich unzähligemal zu wiederholen genötigt war: „'naus, Kinder!" Und der Mutter, welche erschrocken mit kehrt machte, rief er noch nach: „Luise, meinen Rock!"

„So, Herr Amtsbruder," dröhnte der Superintendent in seinem jovialen Forte, „nun lassen Sie sich nicht stören; bringen Sie Ihr Grummet trocken herein, ehe wir in die Kirche gehen — hahaha!"

Sein donnerndes Lachen dünkte dem verschüchterten Kanne-

pich vollends fürchterlich, und aus allen seinen harmlosen Scherzreden meinte er etwas ironisch Bedrohliches herauszuhören. Aber er begann sich endlich wieder mit Todesverachtung durch die zähe Kruste der halb eingetrockneten Seife mit seinem stumpfen Messer hindurchzuarbeiten. Der Herr Doktor Schneckenfett putzte indessen seine goldene Brille und plauderte munter fort, während er mit großen Schritten, unter denen die alten Dielen krachten — ebenso wie von seinem donnernden Baß die Kalksplitter sich von der Decke lösten — in dem engen, ärmlichen, fast bücherlosen Studierzimmer auf und ab ging. Er erzählte sehr nett und liebenswürdig, wie er es in den schon besuchten Pfarreien seiner Diözese gefunden und wie man ihn aufgenommen habe. Er war eben dabei, seinem Entzücken über die Schönheit des Thüringer Waldes, den er bei dieser Gelegenheit bereist hatte, Ausdruck zu geben, als er plötzlich verstummte, stutzte und den durchbohrenden Blick seiner großen, runden Augen mit olympischem Stirnrunzeln auf — dem Hosenboden seines Amtsbruders haften ließ. Der elende, kleine Spiegel, vor dem jener sich rasierte, konnte ihm das Gebahren des Superintendeuten nicht verraten, und da er gerade an der scharfen Wendung des Kinnes, der gefährlichsten Stelle, angelangt war, so überhörte er auch das Knacken der Kniegelenke seines hohen Gastes, welcher eben dicht hinter ihm niederhockte, seine Brille auf die Stirn schob, um näher sehen zu können und dann mit vor Erstaunen wirklich gedämpfter Stimme von der Hinterseite der schwarzen Samthosen die Worte ablas: „Gloria in excelsis Deo!“

Wehe! Da stockte das kratzende Messer in der Hand des unglücklichen Pfarrers und ein zweites klebriges Blutbächlein suchte sich sein Rinnsal in der runzeligen Pergamenthaut seines trübseligen, biederen Bauerngesichtes.

„Ei du mein Guckeda!“ rief der Ärmste; „da hat mir meine Luise doch richtig die Gloria-Hose hingelegt.“

„Die Gloria-Hose?!“ fragte der Superintendent, indem er sich langsam aufrichtete.

„Ja, so nenn' ich sie immer,“ antwortete kleinlaut der Pastor, während er sich mit dem alten, zerrissenen Handtuch den Schaum vom Gesicht tupfte. Er war jetzt fertig mit der schwierigen Operation und stand gebeugten Hauptes mit bekümmerten Augen vor seinem großgewaltigen Vorgesetzten, der die vollen Lippen in die Breite zog und offenbar Mühe hatte, seine Lachlust zu bekämpfen. „Gucken Sie, Herr Supperdent,“ erzählte er in rührender Verlegenheit, „wenn eins hier oben in dem armen Lande mit sieben Kindern sitzt, die alle essen und trinken und angezogen sein wollen, da hat's manchmal seine liebe Not und die Frau kommt aus dem Flicken und Drehen und Wenden das ganze Jahr nicht 'raus. Und wie nun vorig' Jahr hier zu ihrer goldenen Hochzeit eine wohlhabende Bauersfrau eine neue Altardecke in die Kirche stiftete, da ließ ich die alte verauktionieren, weil sie schon gar zu schlecht war, und hab' sie dabei billig selbst gekauft, weil sonst nur noch ein alter Tagwerker drauf bot. Na, und — gucken Sie, Herr Supperdent, meine Luise versteht alles so schön — da hat sie mir davon ein paar Kniehosen und eine Weste gemacht und für die kleinen Mädchen ist noch ein hübsches Wintermäntelchen abgefallen. Meine Frau wollte erst die Inschrift heraustrennen, aber ich meinte, der Boden könnte dann leichter reißen, wenn ich ihn arg strapeziere, und da hat sie das Gold drin gelassen. Man kann ja auch seinen Herrgott mit allem preisen, Herr Supperdent, nicht wahr? Warum nicht auch mit dem Hosenboden?“

Über das Gesicht des Doktor Schneckenfett zuckte es seltsam — halb Lächeln, halb Rührung. „Hm, hm!“ brummte er nur und wußte nicht, was er dazu sagen sollte.

Und der gute Kannepich forschte in seinem Angesicht, wurde nicht klug daraus und wandte sich seufzend der Thüre zu. Am

Ende fand der gestrenge Herr die heilige Inschrift an dieser Stelle doch nicht am Platze — und der gute Mann bedeckte rasch mit beiden Händen seinen podex inscriptionum und wischte dann hurtig durch die Thür, um seinen Rock zu holen. — —

Der Herr Superintendent, allein gelassen, lachte lange und herzinniglich. Seine breiten Schultern zuckten im Takte, sein wohlanständiges Bäuchlein wackelte und seine wasserblauen Kugelaugen wurden so feucht, daß er sich die Tropfen von den Brillengläsern wischen mußte. Aber das war nur ein vielversprechender Anfang für all die Wunderlichkeiten, die er noch erleben sollte.

Man ging in die Kirche, ein stil- und schmuckloses Gebäude von den Konfirmandenkindern bekränzt, Guirlanden um Altar und Kanzel, sowie um den Lehnstuhl, den man für den Superintendenten in den Holzverschlag gestellt hatte, der für die Mitglieder der Pastoralfamilie bestimmt war. Der gewaltige Doktor Schneckenfett kam sich drollig unbehaglich in dem bekränzten Stuhle vor und fürchtete, der Gemeinde dadurch lächerlich zu erscheinen. Da er aber auf allen Gesichtern den ehrfürchtigsten Ernst wahrnahm, fand er sich lächelnd darein. Neben ihm saß Dortchen, sehr hübsch und sittig, sehr blond und sehr gut gewaschen. Der geistliche Herr konnte sich nicht versagen, hie und da einen wohlgefälligen Blick auf das eifrig singende Mädchen in dem schlecht sitzenden Kattunkleid zu werfen. Außer Dortchen waren nur noch Lorchen und Klärchen zur Kirche gekommen, die Mutter hatte sich entschuldigt und Malchen zur Hilfe in der Küche behalten. Eigentlich hätte die Älteste daheim bleiben sollen, aber sie war zu begierig, des Vaters Predigt zu hören und an dem Gesichte des geliebten Kandidaten zu sehen, was sie wert sei, und deshalb hatte sie der Mutter die Erlaubnis abgebettelt.

Das Orgelspiel war grausam, gräßlich, der Gesang der Konfirmandinnen, welche zu beiden Seiten des Altars saßen,

ohrenzerreißend und der Duft ihrer stark gefetteten Frisuren wenig lieblich. Oben auf der Galerie, dem Pfarrstande gegenüber, saß Johannes neben dem alten Bauern Möbius, seinem Vater, erwartungsvoll lächelnd und Dortchens Blick zu erhaschen suchend. Endlich bestieg der hochwürdige Gotthilf Kannepich die Kanzel. Der Superintendent im bekränzten Sessel und der Kandidat oben auf der Galerie setzten gleichzeitig die frischgeputzten Brillen auf und fixierten den bleichen Prediger. Dortchen seufzte und wurde sehr rot und dann erhob man sich, um das Evangelium zu vernehmen.

Es war aus dem zehnten Kapitel des Evangeliums Johannis der zwölfte Vers: „Ich bin ein guter Hirte; ein guter Hirte lässet sein Leben für die Schafe. Ein Mietling aber, des die Schafe nicht eigen sind, siehet den Wolf kommen und verlässet die Schafe und fleucht; und der Wolf erhaschet und zerstreuet die Schafe. — Amen."

Man setzte sich, scharrte mit den Füßen, hustete, räusperte und dann begann der gute Pfarrer also: „Ihr kennt mich nun schon seit zwanzig Jahren, geliebte Gemeinde, ihr wißt, daß ich einfältig vor dem Herrn und von Herzen demütig bin; wenn ich also gelesen habe: ich bin ein guter Hirte, so habe ich mich damit wahrhaftig nicht selber gemeint, denn ich bin selbst nur ein Schaf in der Herde unsres Herrgotts, und vielleicht auch ein Mietling, denn ich werde dafür bezahlt, daß ich die kleine Christenherde hier im Dorfe und auf dem Filial in Obacht nehme, aber freilich so elend bezahlt, daß es manches von euch Schafen besser hat, als ich, der Hirte. Aber seht ihr, ich wohne hier zwanzig Jahre unter euch, und meine liebe Frau hat mir unter euch meine sieben Mädchen geboren, ich bestelle meinen Acker wie ihr, was ihr erntet, ernte ich auch, und was euch verhagelt, verhagelt mir auch; darum gehöre ich zu euch, und ihr gehöret zu mir, wie der rechte Hirte zu seinen rechten Schafen. Ob

ich auch ein guter Hirte bin, das zu prüfen ist der gelehrte Mann aus Weimar gekommen, den ihr hier auf dem festlich bekränzten Stuhle sitzen seht."

Er machte hier eine kleine Pause, um der Gemeinde Zeit zu geben, sich den gelehrten Mann aus Weimar anzusehen und um sich die Schweißperlen von der Stirne zu wischen. Dortchen blickte zur Galerie empor — der Kopf des Kandidaten mit krampfhaft zuckenden Mienen verschwand eben hinter der Brüstung. Sie schielte bestürzt nach dem Herrn Superintendenten herum, der ganz rot geworden war, unruhig auf dem eingesessenen Polster rückte und die großen Augen unruhig über die Gemeinde rollen ließ. Aber die stumpfen Züge all der guten Weiber im Schiff und der Männer auf der Galerie waren ernst und ehrfürchtig wie zuvor.

Der arme Pastor fing einen zornig verdutzten Blick des Visitators auf und seine Stimme zitterte, indem er nun also fortfuhr: „Ihr wißt, geliebte Gemeinde, daß ich euch mit Rat und Hilfe, mit Trost und Vermahnung allezeit beigestanden habe, mochte euch nun eine Kuh oder ein Kind krank sein, die Ernte verregnet oder ein Liebes gestorben sein, darum seht ihr mich auch an wie die richtigen Schafe ihren richtigen Hirten und ihr wißt, daß ich nicht von euch gehen werde, wenn der Wolf kömmt, der die Herde erhaschet und zerstreuet. — Was ist denn das für ein Wolf, geliebte Gemeinde?"

Er machte wieder eine kleine Pause, ließ seine Blicke über die andächtige Versammlung schweifen und richtete sie dann mit einem gewissen Triumph auf den Superintendenten, der sehr unruhig und rot wurde, denn nach den schon erlebten Unglaublichkeiten war er darauf gefaßt, sich selbst der Gemeinde als Wolf vorgestellt zu sehen. Er blickte sehr zornig durch die goldene Brille zur Kanzel hinauf; aber der gute Pfarrer lächelte gutmütig und sagte: „Ich will's euch einmal sagen, liebe Kinder:

Das ist nicht ein Wolf, das sind ihrer fünf Wölfe!“ Und indem er diesen Trumpf ausspielte, schlug er kräftig mit der Faust auf die Brüstung und schaute den Herrn Superintendenten herausfordernd an. Der fuhr sich ganz erschrocken mit der Hand durchs Haar und riß vor Erstaunen Mund und Augen weit auf. Das bebende Dortchen neben ihm schreckte zusammen und war dem Weinen nahe. Oben auf der Galerie aber ward ein fürchterliches Schneuzen laut und Dortchen wußte, daß unter diesem der Johannes Möbius sein Lachen verbarg. Der arme Vater, wenn er nur nicht seine Stelle verlor!

Ehren-Kannepich aber lächelte zufrieden weiter und fuhr mit lauter Stimme fort: „Das ist erstens der Wolf des Hochmuts, der kömmt von den Bergen herab und bläht sich, daß er hoch oben über den andern zu Hause ist. Da ist zweitens der Wolf des Geizes, der hockt in den Kellern und Gewölben auf den Geldtruhen und hält zähnefletschend vor den Kornböden Wacht, wenn die Armen hungern. Da ist drittens der Wolf der Wollust, der kömmt aus dem Sumpfe und geht wieder in den Sumpf. Da ist viertens der Wolf des Vergnügens, das ist ein Bruder des Wollustwolfes, der ist in den Schenken und auf den Tanzböden zu Hause und lauert den geputzten Mädchen und den betrunkenen Burschen auf. Und da ist endlich fünftens der Wolf des Unglaubens, den hab' ich aber selbst noch nicht gesehen, der kömmt, gottlob, hier bei uns nicht vor. — Also erstens, der Wolf des Hochmuts, welcher von den Bergen kömmt . . .“

Und nun war er seinem Fahrwasser, sprach laut, fließend, in derber, bäuerischer Bildersprache und ließ sich durch die entsetzten Blicke des Superintendenten nicht irre machen, sondern handelte ein langes und breites über seine fünf Wölfe, kehrte dann mit wenig Worten zum guten Hirten zurück und sagte schleunigst Amen. — Mit zitternden Knieen, in Schweiß gebadet, stieg er in die Sakristei hinunter, aber froh und siegesbewußt,

denn seine Predigt hatte ihm selbst ungemein gefallen. Dem alten Manne, der mit dem Klingelbeutel herumging, hatte er den Auftrag gegeben, den gestrengen Doktor Schneckenfett durch das Sakristeifensterchen aufmerksam zu beobachten. Der Alte kam ihm schon entgegengelaufen und rief ganz aufgeregt: „Ne, Herr Pastor, so scheene haben Sie noch nie gepredigt, wie heute mit den fünf Wölfen! Dunner alle Quatschken, das war Sie ene Visitationspredigt, wie der Herr Supperdent noch keine gehört haben. So weit hat er 's Maul aufgesperrt . . ."

Und glückstrahlend gesellte sich der gute Pfarrer nach der Kirche zu seinem Vorgesetzten und fragte ihn ohne weiteres, wie ihm die Predigt gefallen habe. „Ja, wissen Sie, mein guter Herr Amtsbruder," antwortete der Superintendent, indem er stehen blieb und den armen Kannepich mit seinem feuchten Rollblick, der durch das Funkeln der Brillengläser in der Sonne noch schrecklicher wurde, schier durchbohrte: „Ich habe schon manche . . . sonderbare Predigt zu hören bekommen auf meiner Visitationsreise, und gebe auch gern zu, daß Ihr Stil populär und verständlich ist; aber — aber — aber! Erster Wolf, zweiter Wolf, dritter Wolf — o sancta simplicitas! — Mein guter Herr Amtsbruder, was soll man dazu sagen?!"

Der Ärmste fiel aus allen seinen Himmeln. — Seine gewaltige Wolfspredigt! — Er war ganz geknickt, rief bleich und zitternd seine Frau aus der Küche und raunte ihr ins Ohr: „Ach, Luise, 's war nichts mit den Wölfen! ‚Aber — aber — aber!' hat er gesagt. — Wenn ihn jetzt der Modice nicht wieder gut macht, ist er im stande und bringt mich ums Amt." — —

War das ein Tag! Die Aufregung der Frauen in der Küche, wo der berühmte Kalbskopf seit einer Stunde in Sahne schmorte, war noch weit größer als die des Pfarrers, da er heute morgen die Kanzel bestiegen hatte. Und Dortchen saß oben in der Kammer auf ihrem Bett und weinte zum Gotterbarmen.

Es mußte schon um halb zwölf gegessen werden, da für den Nachmittag ein Besuch des fast zwei Stunden entfernten Filials beabsichtigt war, woselbst Ehren-Kannepich Bibelstunde und Katechisation abhalten sollte.

Man setzte sich zu Tische. Der Pfarrer blaß und appetitlos, seine Frau hochrot vom Kochen und in einer Haartracht, einem Anzug, die den Herrn Superintendenten lebhaft an das Porträt seiner verstorbenen Großmutter über seinem Schreibtisch erinnerten. Aber der gestrenge Herr gab sich redlich Mühe, die Schrecknisse der Frühkirche zu vergessen und sich mit gutem Humor in die wunderliche Ärmlichkeit der Verhältnisse dieser Pfarrei hineinzufinden. Er war sehr artig zur Frau Pastorin und scherzte mit den kleineren Kindern, daß diese bald hellauf lachten. Auch gelang es ihm, Dortchens und Malchens Schüchternheit zu überwinden und ein leidlich fließendes Gespräch mit ihnen anzuknüpfen. Nur machte ihn das ewige Aufspringen und aus dem Zimmer Stürzen der Mutter und der beiden ältesten Mädchen einigermaßen nervös.

Der Herr Superintendent brachte einen recht guten Appetit mit. Leider war die Suppe arg versalzen und man wollte durchaus seinen Teller nicht fortnehmen, bevor er den letzten Löffel hinuntergewürgt hatte. Dann kam ein delikater Gänsebraten, der ihm trefflich mundete, so trefflich, daß er um seinetwillen sich sogar den grausamen Johannisbeerwein, eigener Kelterei, gefallen ließ. Er wollte sich noch ein Stück Gänsebraten ausbitten, aber die Frau Pastorin schob ihm seinen Teller wieder zu und sagte: „Ach nein, Herr Supperdent, essen Sie nicht so viel davon, es gibt noch mehr!“

„Noch mehr!“ rief der geistliche Herr mit mildem Vorwurf. „Aber, lieber Herr Amtsbruder, das hätten Sie Ihrer lieben Frau doch nicht gestatten sollen. Ich bat doch ausdrücklich, mir modice aufzutischen.“

Das Wort weckte den Pfarrer aus seiner Niedergeschlagenheit auf, und er lächelte verschmitzt und sagte freundlich: „Kommt schon, kommt schon, Herr Supperdent; nur ein bißchen Geduld.“

Der gelehrte Doktor kam heute aus der Verwunderung gar nicht heraus. Kommt schon? Hm, hm! — er schielte den lächelnden Alten mißtrauisch von der Seite an.

Da eilte Malchen mit einer großen Schüssel herein, die sie kaum zu schleppen vermochte. Es war ein Schweinsbraten, der etwas brenzlich roch, mit Sauerkohl dazu. Der Herr Superintendent war kein Freund von Schweinernem, aber er aß auch hiervon, um die Wirtin nicht zu kränken, obwohl er das rasche Verschwinden der Gans noch betrauerte. Er hatte eben wieder ein Gespräch mit dem blonden Dortchen begonnen, das ihm ganz außerordentlich gefiel, als die Frau Pastorin mit einer dritten, noch größeren Schüssel hereintrat. Hilf Himmel! dachte der Superintendent, nun gar noch Kalbsbraten! Und laut setzte er hinzu: „Aber, Herr Amtsbruder, nennen Sie das vielleicht modice?“

„Ach nein Herr Supperdent, ich weiß schon, was Modice ist,“ versetzte der Pfarrer schmunzelnd und sah bedeutungsvoll seine Frau an. Der ganz verdutzte Gast ließ seine hellen Augen zwischen beiden hin und her rollen und machte sich dann mit Todesverachtung an die Bewältigung des Bratenstückes, welches ihm die Frau Pastorin rasch auf den Teller gelegt hatte, auf welchem bereits die Reste dreier verschiedener Tunken sich zu einem bedenklichen Ganzen vermengt hatten. Eben wollte er eine scherzende Frage vn Dortchen richten, als diese vom Stuhl aufschnellte und förmlich hinausflog. Bestürzt schaute er ihr nach. Stand ihm vielleicht noch ein Hammel oder ein Ochs bevor?

Eine erwartungsvolle Pause trat ein. Die Frau Pastorin war besonders unruhig; die Kinder stießen einander bedeutsam an, und alle richteten ihre gespannten Blicke nach der halb

offen gebliebenen Thür. Auch der Doktor Schneckenfett starrte dorthin; aller Mut hatte ihn verlassen und er konnte den verlorenen Gesprächsfaden nicht wiederfinden.

Eine unheimliche Stille war's. Da schob Dortchen mit ihrem niedlichen Fuß die Thüre vollends auf und trat, über und über errötend, herein, ihre Schüssel, wie Titians Tochter etwa, hoch in beiden Händen tragend. Zunächst sah es grün aus. Als der Teller aber auf den Tisch, gerade vor den Herrn Superintendenten, hingestellt ward, da wollten sich dem die Eingeweide im Leibe herumdrehen und in sprachlosem Entsetzen klammerte er sich mit beiden Händen an seinen Sitz und starrte mit weitgeöffneten Augen dies neueste, schrecklichste aller Schrecknisse an.

Da lag auf dem Teller, mit Petersilie bekränzt, Lorbeerblätter büschelweis in den Ohren und eine saure Gurke quer durch das offene Maul gesteckt, der in Sahne geschmorte Kalbskopf und glotzte mit entsetzlich melancholischen Augen den Doktor Schneckenfett an.

Der Anblick war so verblüffend schrecklich, daß selbst die Frau Pfarrerin, die bis auf das Grünzeug und die saure Gurke alles vorbereitet hatte, die Fassung verlor und das erhobene Tranchierbesteck kraftlos sinken ließ.

„Kalbskopf à la modice!“ sagte der Pastor mühsam lächelnd mit einer einladenden Handbewegung.

„Genau nach Rezept,“ fügte die Gattin kurzatmig hinzu.

Da brachen die vier kleineren Mädchen, wie auf ein gegebenes Zeichen, in ein jämmerliches Schreckensgeheul aus und mußten eiligst aus dem Zimmer entfernt werden. Dem Herrn Superientendenten aber begann sehr übel zu werden. Er erhob sich und bat mit schwacher Stimme um einen Schnaps, denn er fürchte, des Guten etwas zu viel gethan zu haben, und bitte sehr um Entschuldigung, daß er diesem „vorzüglichem Gerichte“ keine Kräfte mehr zu widmen habe. Und mit einem letzten

ängstlichen Blick auf das Ungetüm verließ er schaudernd mit dem ganz geknickten Kannepich den Schauplatz des grausamen Festmahls.

Die Frau Pastorin mit Dortchen und Malchen blieb allein zurück. Und alle drei starrten sie das bekränzte Scheusal an und seufzten tief auf. — —

Bald nach dem Essen brachen der Pfarrer und der Superintendent nach dem Filial auf. Ersterer wagte nicht, des unglücklichen Modice nochmals Erwähnung zu thun. War es mißraten, oder ein Fehler im Rezept? Daß der Kandidat ihm einen Schelmenstreich gespielt haben könnte, schwante ihm wohl in seiner Seele Grund, doch wagte er nicht, sich selbst das zu glauben. Der Doktor Schneckenfett war anfangs auch schweigsam, bald aber kehrte im Genuß des prächtigen Spazierweges, der alle hundert Schritte neue, herrliche Aussichten in dunkle Fichtengründe und lachende Thäler bot, seine gute Laune zurück, und er fand auch zu seiner Freude in seinem Begleiter einen Mann, der ein schlichtinniges Verständnis für die Schönheit seines Heimatlandes und genaue Kenntnis aller Wege und Stege in seinen Bergen besaß. Da zum Glück auch die Katechisation im Filial ihn leidlich befriedigte, so machten sich die beiden Geistlichen in recht froher Stimmung auf den Heimweg, und da der Superindentendent ein guter Läufer war, schlug er das angebotene Fuhrwerk aus und machte lieber den weiten Weg nochmals zu Fuß.

Es dunkelte bereits stark, als sie nach Hause kamen. Beim Eintritt in die Wohnstube bot sich dem Gaste eine neue Überraschung dar. Die Frau Pastorin und ihre sechs Töchterlein saßen erwartungsvoll um den großen Eßtisch, auf welchem fünf Talglichter in blankgeputzten Messingleuchtern brannten. Auf dem Sims des großen Backsteinofens, auf der Kommode, auf den Schränken und wo sonst ein erhöhter Standpunkt zu finden war, standen gar ganze Reihen von Kerzen, die in Flaschenhälsen

und andern Notleuchtern befestigt waren. Im ganzen wohl an dreißig Talglichter, welche mäßig leuchteten, aber lieblich qualmten.

Der Herr Superintendent lachte gemütlich: „Was seh' ich, meine liebe Frau Pastorin, das ist ja eine glänzende Illumination. Zu viel Ehre, zu viel Ehre!"

Und dann scherzte er mit den großen Mädchen und streichelte den kleinen die ländlichen Flachsköpfe. Der Pastor aber raunte seiner Frau ins Ohr: „Siehst du, es gefällt ihm. Er ist guter Laune."

Man setzte sich zum Abendbrot, das aus kaltem Braten und Kartoffelsalat bestand. Es schmeckte dem Gaste nach dem weiten Wege vortrefflich. Wenn nur nicht die Talglichter so qualmen wollten! Dicht neben seinem Teller lag die Lichtputzschere. Er schob sie dem Pastor zu, aber der legte sie freundlich lächelnd wieder zurück. Endlich wurde es ihm doch zu arg, und er ergriff energisch die Schere und schnitt die riesige Schnuppe des ihm zunächst stehenden Lichtes ab. Sofort packte jedes der Kinder sein Licht und schob es ihm hastig zu. Der Superintendent machte große Augen über diese seltsame Höflichkeit, lachte kurz auf und putzte alle fünf Kerzen. Dann warf er einen Blick in die Runde, auf das ganze qualmende Heer der Talglichter, deren Schnuppen sich glühend zur Seite geneigt hatten und immer tiefere Löcher in den Talg fraßen.

„Na, da muß ich mich wohl auch erbarmen?" rief er endlich scherzend aus, da niemand Anstalt machte, sich zu erheben. Und er sprang rasch auf und schnuppte alle fünfundzwanzig Kerzen.

„Siehst du, Luise, es gefällt ihm," flüsterte der gute Kannepich seiner Gattin zu und rieb sich vergnügt die Hände.

Dann wurde abgeräumt, man nötigte den Superintendent auf das Sofa und gruppierte sich gemütlich um ihn, andächtig seinen Erzählungen aus der Residenz lauschend und seine kleinen Scherze respecktvoll belachend. Aber diese verwünschten Talg-

lichter! Hartnäckig beharrte die ganze Familie dabei, die furchtbarsten Räuber sich bilden zu lassen, ohne einen Finger zu rühren. Die kleinen Mädchen guckten fortwährend von einem Kerzenbataillon zum andern, stießen sich an und flüsterten.

„Ach bitte, lieber Herr Amtsbruder, wollen Sie nicht vielleicht die Lichter putzen?“

„O nein, Herr Supperdent, ich will nicht vorgreifen, beileibe nicht.“

Es half nichts, der arme Doktor Schneckenfett mußte immer wieder aufspringen, und alle dreißig Schnuppen köpfen. Er that es mit komischer Verzweiflung in den Mienen, und der Pfarrer lachte sich innerlich ins Fäustchen. Endlich wurde dem langmütigem Gaste der Spaß aber doch zu arg. Der Qualm versetzte ihm schier den Atem — es war unerträglich. Da schützte er denn Müdigkeit vor und bat den Pastor, ihm sein Zimmer zu weisen.

Himmel! da war kein Ende der närrischen Überraschungen. Oben in der Schlafkammer auf der Kommode, auf dem Schranke, auf dem Waschtische qualmten dem Eintretenden wieder zehn trübselig flackernde Flämmchen entgegen und der begleitende Pfarrer drückte ihm eine zweite Lichtputzschere in die Hand und lächelte pfiffig dazu.

„Zu viel Ehre, zu viel Ehre!“ dröhnte der grimmgeschwollene Baß den Wirt an, der sich unter tiefen Bücklingen zurückzog und schmunzelnd in der Thür stehen blieb, bis der Herr Doktor seine zehn Kerzen wütend abgeputzt hatte.

Sowie er hinaus war, drückte jener neun von den Lichtern mit dem nassen Finger aus und begann sich in nervöser Eile seiner Kleider zu entledigen.

„Unerhörte Narrenspossen! Eine wahrhaft behexte Pfarre!“ brummte er ärgerlich und warf seine Beinkleider auf den Stuhl. „Das glaubt ja kein Mensch, wenn ich das in Weimar erzähle.“

Der Herr Doktor Schneckenfett war seiner Gewohnheit gemäß sehr früh aufgestanden. Es war nicht viel über sechs Uhr, als er schon angekleidet vor dem weit geöffneten Fenster saß, durch welches der herrlichste Sommermorgen schmeichelnd hereinwehte, mit goldigen Strahlen um sich werfend wie ein ausgelassenes Kind, Harzduft atmend, leise summend und surrend.

Der gestrenge Herr Superintendent sah dem Kleinleben im Pfarrhofe zu, hörte die Kuh brüllen und die Hühner gackern — und dachte dabei darüber nach, was er wohl dem Pastor Kannepich über sein unerhörtes Benehmen sagen und was er über ihn an den Kirchenrat berichten sollte. Da trat das blonde Dortchen auf den Hof, schon angekleidet, nett und sauber in seinem ärmlichen Kleide, und die dicken Flechten zu beiden Seiten des glatten Scheitels sittig aufgesteckt. Sie trug etwas Schwarzes über dem Arm und ein spanisches Rohr in der Hand. Nun hängte sie das Ding an einen Hacken in der Stallthür und begann es eifrig mit dem Stöckchen zu bearbeiten.

Es war die Gloria-Hose! Die goldenen Buchstaben des engelischen Lobgesangs flimmerten trotz ihres ehrwürdigen Alters in der übermütigen Morgensonne, und die matten Feuerfunken hüpften bei dem kräftigen Klopfen des Mädchens lustig über den ergrauten Hosenboden.

O Gloria-Hose! Ehrwürdiges Symbol geistlicher Armut, ehrlichster Leibesnot! Das fröhliche Glitzern deiner alten Goldfäden im sommerlichen Morgenlicht wird dem behäbigen Manne dort oben am Fenster zu einer erbaulichen Frühpredigt über den Text: Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihre.

Ja, nun weiß er, was er über den hochwürdigen Gotthilf Kannepich zu berichten hat. Die Falten auf seiner Stirne glätteten sich, seine Lippen verzogen sich in die Breite, dann zuckte es um seine fette Nase, dann wackelten seine Schultern und end-

lich brach er in ein schallendes Gelächter aus und rief in den Hof hinunter: „So ist's recht, mein liebes Kind, klopfe du nur deinem Papa die Motten aus den Hosen. Guten Morgen, Dortchen!"

Wie fuhr das liebe Kind zusammen! Und es ließ das Rohr fallen und lief spornstreichs ins Haus. Im nächsten Augenblick klapperten ein Paar Pantöffelchen die Stiege herauf und es klopfte bescheiden an die Thür.

„Nur herein!" rief der Superintendent, immer noch lachend, daß ihm die Seiten schmerzten.

Dortchen trat mit gesenktem Blicke herein, machte rasch die Thür hinter sich zu, knickste und sagte sehr ängstlich: „Seien Sie nicht böse, Herr Supperdent, ich — ich muß Sie sprechen." Und dabei trat sie einen Schritt näher.

Er ging ihr rasch entgegen, reichte ihr die große, fleischige Hand und sagte sehr freundlich: „Was gibt's denn, mein gutes Kind?"

„Ach, lieber Herr Supperdent —" stotterte Dortchen. Und dann hob sich ihre Brust, und wieder, und immer höher und rascher, und dann schluchzte sie, daß es ihr schier das Herz abstieß.

Der Herr Doktor Schneckenfett war so gerührt, daß er sie väterlich in die Arme schloß und zärtlich ihren Rücken streichelte. Das beruhigte sie bald so weit, daß sie ihm ihr Leid klagen und ihr ganzes Herz ausschütten konnte. Da kam das Verhältnis zum Johannes zum Vorschein, von Anfang bis zu Ende, des Vaters strenges Verbot, der Ungehorsam und endlich der mutwillige Streich des gekränkten Kandidaten, der dem gläubigen Alten vorgeredet, Modice sei ein funkelneues Hofgericht, und des Doktor Schneckenfett Hauptpassion das Lichtputzen. Und dann bat das gute Dortchen so inständig, er möchte doch ihrem alten Papa ja nichts zuleide thun, daß das Wasser in den Kugelaugen des Superintendenten, welches vorhin schon das Lachen hineingetrieben hatte, nun vor Rührung in dicken Tropfen über seine Wangen rann.

„Sei ruhig, liebes Dortchen," sagte er freundlich und ernst. „Deinem guten Vater soll kein Leid geschehen. Gott liebt ja die, so einfältigen Herzens sind. Aber mit deinem Herrn Kandidaten möchte ich gern noch ein Wörtchen reden. Bring' ihn mir doch einmal hier in meine Kammer, aber ohne daß dein Vater es merkt, hörst du? Nein, mein Kind — sei nicht bange; den Kopf reiße ich ihm nicht ab, aber Strafe muß sein!" —

Das arme Dortchen! Nun mußte sie wieder für das Schicksal ihres Liebsten zittern. Aber sie wagte doch nicht, ungehorsam zu sein, und schlich sich glücklich aus dem Hause, ihren Johannes zu holen. — Das gab ein Aufschauen bei den Möbiussens, als Pfarrers Doris dem jungen Manne ohne Umstände auf das Zimmer lief und nach einem kleinen Weilchen ihn am Rockärmel zum Hause hinauszog, ohne einem Menschen Rede und Antwort zu stehen. Dem Johannes selbst war am allerwenigsten wohl zu Mute und er bereute auch seinen Schelmenstreich recht sehr von Herzen. — —

„Da ist er!" sagte Dortchen und schob den arg verlegenen Kandidaten zur Thür hinein.

„So, so, da sind Sie also, Herr Kandidat. Es freut mich sehr, Sie kennen zu lernen, Sie müssen ein recht scharmanter junger Herr sein. Mich und meine Passionen für Kalbsköpfe und Talglichtschnuppen kennen Sie ja schon, also . . . hm, hm!" Der Herr Doktor Schneckenfett bemühte sich, ein sehr grimmiges Gesicht zu machen, aber es wollte ihm nicht recht gelingen. Seine Blicke gingen zwischen Dortchen und diesem hübschen, errötenden jungen Manne hin und her und er mußte sich eingestehen, daß die beiden ein prächtiges Paar abgeben müßten.

Johannes blickte jetzt auf und sah seinem gestrengen Richter offen und frei ins Auge. In einfachen, ehrlichen Worten gestand er die Ungehörigkeit seines mutwilligen Scherzes ein und entschuldigte sich mit seiner Jugend und seiner Verliebtheit.

„Ja, ja, das ist schon alles recht schön,“ versetzte der Superintendent. „Aber können der Herr Kandidat auch wohl noch etwas andres, als Pfarrerstöchtern den Kopf verdrehen und ihre alten Väter ins Bockshorn jagen?“

„Ich denke, ja,“ sagte der Johannes mit mutigem Aufblick und sein Liebchen legte ängstlich die Hand auf das laut pochende Herz und schaute bittend zu dem Herrn Superintendenten hinauf.

Der lächelte und sagte: „Ei, ei — nun, stolz lieb' ich den Kandidaten. Setze dich, liebes Dortchen, der Herr Kandidat will uns eine Predigt halten über das Wort: Und wenn ich mit Menschen- und Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein klingendes Erz und eine tönende Schelle.“

Doris war mit ihrem Johannes so rasch die Treppe hinaufgestürmt, daß ihr erstaunter, entrüsteter Vater gar nicht Zeit gefunden hatte, sie zur Rede zu stellen. Ganz erstarrt blieb er unten stehen und sah die beiden in der Thüre des Gastes verschwinden. Er lief und sagte es seiner Frau; Malchen, Lorchen, Anna, Lieschen kamen auch herbei, stellten sich am Fuße der Treppe auf und starrten nach der verschlossenen Thür empor, während die Eltern sich in Vermutungen aller Art ergingen.

Da kam Klärchen ganz aufgeregt vom Hofe herauf und rief schon in der Hausthür: „Vater, Vater — horch doch nur, oben beim Herrn Supperdenten predigt eins!“ —

Da folgte die ganze Familie dem Klärchen in den Hof, stellte sich unter das offene Fenster und lauschte erst erstaunt, dann immer andächtiger der frischen, hellen Stimme, die da droben die Allgewalt der Liebe predigte in Tönen, in Worten, die nur die Liebe selber finden kann. Der gute alte Pfarrer hatte seiner Lebtage nicht so reden hören. Die Gedanken so klar, aneinandergereiht wie Perlen auf der Schnur, und die Bilder so ganz ohne Nachsinnen gefunden im Augenblick des Gebrauches, und diese schöne junge Begeisterung, hinstürmend über die engen Schranken

gewohnter Formeln, und das ganze Herz hingebend, um das ganze Herz zu gewinnen. Es war dem alten Pastor zu Mute, als ob diese klare Stimme ihn zu Boden drücke, als ob er immer kleiner, immer kleiner werde — o Himmel, er mußte an seine fünf Wölfe denken und wurde fast schamrot.

Und dann kam das Amen. Da oben war es ganz still und drunten auch. Der Alte hielt noch die Hände gefaltet und betete stumm innerlich. Und droben lagen sich ein Paar glückseliger Brautleute in den Armen und der tief ergriffene Doktor Schneckenfett stand dabei und segnete sie. — — —

„Sie können bald mit der Brautwäsche anfangen," sagte der Superintendent unten beim Frühstück zur Frau Pastorin. „Denn die vakante Stelle verschaffe ich unserm Möbius ganz bestimmt."

Der hochwürdige Gotthilf Kannepich saß neben dem bösen Johannes und drückte ihm fortwährend unter dem Tische die Hand. — —

„Wissen Sie, lieber Herr Amtsbruder," sagte der Superintendent beim Abschied. „Ich habe mich weidlich über Sie geärgert gestern — alles was wahr ist! — Aber wenn wir auch nicht diesen Erzschelm hier als den Schuldigen entdeckten, nachtragen hätte ich's Ihnen doch nicht können, denn Sie haben zwei Fürsprecher gefunden, denen kein Sterblicher widerstanden hätte: das Dortchen und — die Gloria-Hose!" — —

Und darum erbte die denkwürdige Hose in der gesegneten Familie Möbius sich immer weiter und wird von den Enkeln des Kandidaten Johannes noch ebenso in Ehren gehalten wie einst vom alten Kannepich, der ganz gewiß, trotz der fünf Wölfe, die er auf dem Gewissen hatte, in den Himmel gekommen ist und vor dem Throne des Höchsten mit dem Doktor Schneckenfett zusammen singt: Gloria in excelsis Deo.

— 1885 —

Werthers Leiden in Sexta.

Eine Berliner Geschichte.

Im äußeren Osten der Reichshauptstadt, in einer Gegend, welche der anständige Mensch höchstens vom Hörensagen kennt und wohin der Droschkenkutscher aus dem Herzen der Stadt sich nur allmählich zu fahren entschließt, nachdem er durch einige blühende Redensarten dem Fahrgaste die Kühnheit seiner Zumutung klar gemacht, in einer solchen „schönen Gegend" war eben wieder ein riesiges Haus fertig geworden, ein feiner, stilvoller Neubau. Es fehlte nicht das ehrfurchtgebietende Portal mit den schweren, eichenen Thorflügeln, nicht die falschen Marmorsäulen am Aufgang, nicht die bunten Fenster mit den Butzenscheiben an den Treppenwendungen, die mit blanken Messingstangen befestigten Läufer — bis zum ersten Stockwerk wohlverstanden! Dort hörten die Butzscheiben auf, um glattem, buntem Glase, die Teppiche, um Fasermatten Platz zu machen, und im dritten Stock wurden die Scheiben weiß und die Läufer — gemalt! Kaum hatte der letzte Handwerker mit Farben- oder Kleistertopf das Feld geräumt, als die Möbelwagen vor dem stolzen Bau auffuhren, die Gardinen an den Fenstern und die Blumentöpfe auf den Balkons erschienen. Acht Tage später bewies eine viel-

dutzendköpfige Kinderschar, welche von Sonnenaufgang bis Untergang im Thorweg, im Hof, auf dem Bürgersteig vor dem Hause lachte, lärmte, sich balgte, heulte und tobte, daß Vorder- und Hintergebäude bis unter das Dach besetzt seien.

Eine wahre Mördergrube war in der einen Woche aus dem heuchlerischen Mietspalast geworden. Fast an allen den gewaltigen Männerfäusten, die von den klatschneuen, feuchtkalt dünstenden Wohnräumen Besitz ergriffen hatten, klebte Blut; allen den wässerigen, vom Fette der Umgebung schier überwucherten Äuglein, die hier über das Wohl ihrer Familien wachten, war das letzte Zucken warmer Leichname ein gleichgültiger Anblick; all den großen roten Ohren das Todesröcheln unschuldiger Opfer ein so gewohntes Geräusch wie das Rasseln der Lastwagen auf der Straße. In der „Bel-Etage“ — der reichgewordene Berliner streicht sich den Schmerbauch, wenn er das schöne Wort hört! — wohnte der frühere Großschlächter, jetzige Rentier Schulze, im ersten Stock der Fettviehhändler Meyer, im zweiten Stock die Schlächtermeister Müller rechts und Neumann links, im dritten Plümicke und Piefke von demselben Gewerbe und im vierten der Bureauvorsteher Thielemann rechts und seine Untergebene, die Fleischbeschauerin und Witwe von Barchwitz links. Und auch in dem vollgepfropften Hinterhause war das blutige Gewerbe zahlreich vertreten, von dem protzigen Schlächtergesellen, unter dessen hochaufgebauschter Seidenmütze bereits die kühnsten Träume brauten von Landauern auf Gummirädern, Marmortreppen und Livreedienern — bis herab zum kleinen Fetthändler, zum Darmschlemmer und zum jovialen „warmen Jauerschen,“ der nie über einen erkälteten Magen zu klagen hat, weil ihm der Blechkasten vor dem Unterleib die ganze Nacht nicht kalt wird! „Warm sind se noch, kalt werden se doch — riechen Se bloß mal dran, Herr Jeheimrat!“

Das Ziehwetter war ausnehmend schön gewesen. So warmer

Oktobertage wußten sich die gezogensten Berliner Miets-Odysseuse nicht zu entsinnen. Auf dem engen Balkon des vierten Stockwerks, der durch eine hölzerne Scheidewand noch geteilt war, stand ein allerliebstes kleines Mädchen von etwa zehn Jahren, klammerte sich ängstlich an die Brüstung und lugte vorsichtig hinunter in den schwindelerregenden Abgrund der Straße. Sie war es noch nicht gewohnt und mußte einen Schritt zurücktreten, denn es wurde ihr schwarz vor den Augen. Sie blickte über das Meer der Schieferdächer hinweg, das endlos sich vor ihr dehnte und im Abendsonnenlichte glühte und flimmerte. Den Rathausturm sah sie fernher ragen, aber darüber hinaus verschwamm alles in dem blendenden Rotdunst des schillernden Widerscheins. Wieder mußte das Kind die Augen erschrocken schließen. Und dann blickte es nach Osten hinaus, in das freie Feld, das in dürrer, trostlos sandiger Öde zu den Füßen der Weltstadt herankroch, so hündisch demütig, kraftlos gleichgültig, als ob es die Riesin um neue Fußtritte anbetteln wolle, um nur ja auch noch unter dem weiten Saume des tausendfältigen Schleppkleides ein Plätzchen zum warmen Hinkuschen zu finden! Ein kühler Wind erhob sich von der Wüstenei, spielte mit den goldigen Locken des Kindes und trug an seine unentweihten Ohren den grausigen Verzweiflungsschrei der gequälten Kreatur, den gedämpften Widerhall des furchtbaren Todesorchesters, welches in dem nahen Zentralviehof alltäglich vor tauben Menschenohren seine erschütternden Symphonien spielt!

Ein Frösteln lief über den jungen Leib, das kleine Herz zog sich schaudernd zusammen und um den schalkhaft weichen Mund zuckte es, wie wenn nun gleich aus diesen sonnenklaren Augen Thränen brechen wollten. Das kleine Mädchen hätte jetzt hineinlaufen mögen und ihren Kopf in den Schoß der Mutter vergraben mögen und schluchzen: „O Mama, laß uns fort von hier. In der neuen Wohnung darf man ja nicht lachen!“ Aber die

Mutter war ausgegangen und sie war ganz allein in den nagelneuen, so untraulich frischen Räumen. Nun hatte sie ihr Myrtenstöckchen auf den Balkon gesetzt, und dann hatte der spielende Abendwind all den trostlosen Jammer des Schlachthauses da drüben so frostig an ihr warmes Kinderherz geweht.

Horch! was war das? Da auf der andern Seite der Bretterwand erklang plötzlich ein anderer Ton, der jenes matt hinsterbende Stöhnen siegesfroh überschallte! Eine hohe, helle Kinderstimme sang: „Was blasen die Trompeten, Husaren heraus.“

Im Nu war die ängstliche Spannung aus den Zügen des Mädchens gewichen. Es schmiegte sich furchtlos an das Geländer des Balkons, beugte sich etwas hinaus und schaute neugierig um die hölzerne Scheidewand herum in die benachbarte Hälfte. Der Gesang hörte sofort auf und der Sänger, ein Knabe, kaum älter als das Mädchen, starrte mit weit geöffneten Augen die liebliche Erscheinung der Nachbarin an.

Das Mädchen lachte lustig auf, weil er gar nichts sagen wollte und ein so erstauntes Gesicht machte. Darauf lachte er gleichfalls, aber nicht halb so übermütig als die kleine Dame, sondern nur aus Verlegenheit.

„Wie heißt du?“ fragte sie.

„Fritz Thielemann,“ antwortete er. „Und du?“

„Charlotte von Barchwitz.“ Wie selbstbewußt das herauskam und wie stolz und furchtbar schön das klang!

„Von?“ sagte Fritz. Er war ganz Ehrfurcht.

„Du brauchst mich aber nur Lotte zu nennen, wenn du nett zu mir sein willst. Willst du?“

Fritz nickte zwar eifrig ein paarmal mit dem Kopfe, aber die Aussicht, zu Charlotte von Barchwitz in das Verhältnis der Nettigkeit eintreten zu sollen, war für ihn noch etwas halb Märchenhaftes. Um sich Gewißheit zu verschaffen, wagte er die Frage: „Ihr seid wohl auch heute eingezogen?“

„Ja gewiß. Mama holt jetzt erst die letzten sieben Sachen.“ Lotte mußte lachen, weil Fritz gerade so aussah, als ob er wirklich meine, es seien gerade noch sieben Sachen zu holen.

„Was seid ihr denn?“ fragte der Knabe weiter.

„Meine Mutter ist Fleischbeschauerin!“

Das kam eben so stolz heraus, als ob es geheißen hätte: Palastdame Ihrer Majestät der Kaiserin-Königin!

„Und ihr?“

„Mein Vater ist der Öberste von allen!“ Und dabei reckte Fritzchen die Nase sehr hoch und blickte das Mädchen herausfordernd an, als wollte er sagen: Na, Lotte Von, was sagst du nun?

Aber das gnädige Fräulein ließ sich dadurch nicht im geringsten einschüchtern, sondern versetzte vielmehr keck und herablassend: „So? na dann wird Mama wohl erlauben, daß du mit mir spielen darfst. Gehst du auch in die Schule?“

„Ich bin Sextaner!“ Da, Lotte Von, da hast du noch was! dachte Fritz.

Aber das Mädchen schien auch diese Würde nicht besonders anzuerkennen, sondern fragte nur weiter: „Habt ihr schon Französisch?“

„Nein, aber Latein!“

„Latein ist Quatsch! Wir sind schon bei Leçon 27 — ätsch!“ — —

Von dem Tage an waren Fritz Thielemann und Charlotte von Barchwitz nett zu einander.

Beider Kinder Eltern hatten einst bessere Tage gesehen. Herr Thielemann wie Herr von Barchwitz waren vor Jahren wohlhabende Gutsbesitzer gewesen, beide durch schlechte Ernten, mörderische Viehseuchen und die unglückliche Geschäftslage um ihre Besitztümer gekommen.

Aber während ersterer sich verhältnismäßig rasch in die so gänzlich neuen Verhältnisse hineinlebte und sowohl sich, wie seinen

erwachsenen Kindern leidliche Stellungen zu verschaffen wußte, ging Herr von Barchwitz bald an dem Zusammenbruch aller seiner Hoffnungen zu Grunde.

Frau von Barchwitz lebte mit ihrer jüngsten Tochter allein, seit der Gatte vor Kummer und Gram gestorben, die älteren beiden Mädchen in Schanden verdorben waren! Aber alles Elend hatte ihr starkes Herz nicht zu brechen, ihren Lebensmut nicht zu knicken vermocht, der hart und biegsam war wie eine stählerne Klinge. Sie konnte weinen, sie konnte reden — das bewahrte sie vor der Verzweiflung. Und sie hatte zur rechten Zeit mit kühner Entschlossenheit die Mikroskopierkunst erlernt, die Prüfung glänzend bestanden und lebte nun seit drei Jahren von ihrem Verdienst als Fleischbeschauerin und einem erbärmlich knickerigen Zuschuß, den ihr mit hochmütiger Barmherzigkeit ihre wohlhabenden Verwandten zukommen ließen. In die Jugend der beiden älteren Töchter hatte der Zusammenbruch der Verhältnisse wie eine plumpe Bärentatze hineingegriffen. Die Erinnerung an die lusthelle Kindheit ward zu einem giftigen Stachel, der sich immer tiefer in die Seelen der verwöhnten Mädchen bohrte und darin einen offenen Groll gegen die Eltern, eine heimliche Sehnsucht nach freiem Genusse aller Jugendlust fortschwärend zeugte und nährte. Lotte dagegen war im Dämmer der neuen Lage geboren und hatte das Licht des sorglosen Heims nie gesehen. Sie sollte lernen, lernen, lernen, um einst auf sich selbst gestützt den einsamen Gang ins unwirtliche Leben antreten zu können. Sie hatte noch nichts verloren — sie konnte nur gewinnen! —

Frau von Barchwitz machte bei den Thielemanns Besuch. Der Mann stand zwar nicht derselben Abteilung, in welcher sie arbeitete, vor, aber es war doch immer gut, freundnachbarliche Beziehungen zu der Familie eines Vorgesetzten herzustellen. Der Anschluß der beiderseitigen Kinder aneinander wurde von der

Witwe wie von Frau Thielemann gleich gern gesehen, besonders aber von der letzteren, da ihr Fritz so gut wie keinen Umgang mit gleichalterigen Knaben hatte und seine Freistunden kümmerlich genug in der engen Wohnung vertrauerte. Der arme Junge war zu schwach, um in dem wilden, kraftvollen Toben seiner Kameraden lange mitthun zu können; er wurde dadurch oft die Zielscheibe ihres Spottes und konnte sich doch nicht mit der Faust, wie die andern, der Kränkungen erwehren. Das alles machte ihn scheu und ofenhockerisch, trotz seiner Furcht vor dem Vater, der seine Feigheit und Faulheit immer von neuem bitter rügte. Und da war nun der goldige Mädchenkopf Lottens über der Bretterwand des gemeinsamen Balkons aufgetaucht und hatte wie die Lenzessonne selbst sein märzkühles Kinderdasein durchwärmt und durchleuchtet.

Wenn es eine Liebe auf den ersten Blick gibt, so war sie an jenem Abend in Fritz Thielemanns jungem Herzen aufgeblitzt. Alles, alles in der Welt ward ihm dies kecke kleine Ding. Er liebte seine Mutter, aber sie war still und unlustig — was war ihre Liebe im Vergleich zu der des lauten, lustigen Mädchens, das mit seinem glöckchenklaren Lachen alle die häßlichen Kümmernisse aus seiner Seele hinausklingelte! Er hing an seiner großen Schwester, obwohl sie in der quänglichen Gouvernantenart aller „großen" Schwestern sich fortwährend an seiner Erziehung beteiligen wollte — aber wie anders hing er an dieser neuen kleinen Schwester, die ihn doch brauchte zu ihrer Glückseligkeit, wie sehr auch sie ihn oft durch ihr Besserwissenwollen und ihre übermütigen Launen reizte. Er liebte seinen Vater — doch nein, den liebte er nicht, den verehrte er nur angstvoll! Und diese Angst und all den stillen Gram darüber, den er sonst in sich verschließen mußte, konnte er nun der ernsthaft lauschenden, kindlich tröstenden Gespielin anvertrauen. So ward sie ihm Vater, Mutter und Schwester in einer Person.

Kinder, und vornehmlich schwächliche, freudarme Kinder, entwickeln nicht selten eine Liebeskraft, die der Leidenschaft so ähnlich sieht, wie der Löwin die Katze, und diese Liebeskraft wirkt mächtiger auf die Entwickelung ihres innersten Wesens ein, als alle Kunst und Sorgfalt der Erzieher es vermöchte. Und es ist eine der vielen dummen Lügen, die man so oft hört, daß sie einem als bewiesene Wahrheiten erscheinen, daß die Kindheit den Kummer, die bissige Seelenpein, nicht kenne. Fritz Thielemann war ein ziemlich begabter Knabe, er lernte nicht eben schwer und konnte sich doch nie genug thun in seiner Gewissenhaftigkeit, bis er seine Aufgabe ganz sicher im Kopfe hatte. Und doch erwartete er in der Klasse mit bang klopfendem Herzen die Fragen des Lehrers, weil er wußte, daß er doch seine Fassung verlieren konnte und daß er dann trotz seines redlichen Fleißes gescholten werden würde. Und wenn vollends jenes nichtswürdige, unsinnige Fraghetzen von Reihe zu Reihe anging, dann zitterte er an allen Gliedern vor Aufregung — er wußte ja die Antwort! — und nun kam er daran — und stotterte, stotterte und wurde ausgelacht und am Ende mit den dümmsten und faulsten Genossen mit heruntergesetzt. Und was will es für einen schwächlichen Körper heißen, vier bis fünf lange Stunden auf einer harten Bank zu sitzen und eine gerade Haltung zu bewahren! Ist es auch nur möglich, bis zum Schluß jeder Stunde die Aufmerksamkeit gespannt zu erhalten? Fritz war ein phantasievoller Knabe — wenn sein Leib müde wurde, begann sein Geist träumend zu wandern, und dann schreckten ihn die Fragen des Lehrers wie ein Schlag ins Gesicht empor — und wieder ward Hohn sein Schicksal und die Tadel im Klassenbuch häuften sich, die Zensur konnte nicht gut ausfallen — und daheim erwartete ihn als erste Feriengabe die harte Züchtigung des Vaters. Ist das nicht Leids genug, um eine junge, zarte Seele ganz und gar mit dem bitteren Vorschmack grausamen Weltwehs zu erfüllen?

Die Jugend vergißt, die Jugend hofft — aber sie leidet auch und sie kann auch verzweifeln!

Armes Kind, wenn in heißen Sommernächten die Fenster deines Schlafzimmers offen blieben, bebte oft grausig das dumpfe, todesbange Aufstöhnen der Opfertiere vor jenem großartigen Palaste der weltstädischen Schlächterei zu dir herüber, weckte ein leis aufschluchzendes Echo in deiner Brust, und du quältest dich weinend in den tröstenden Schlummer — den glücklichen Schlummer der goldenen Kindheit!

Lotte freilich wußte nichts von solchen jungen Leiden. Sie war gesund und kräftig, lernte leicht und gern, ließ sich in der Schule durch nichts irre machen und war eine so gute Schülerin, daß man ihr auch ihre unnützen Possen nachsah und die schönsten Zensuren mit heimgab. Sie herrschte überall, wo sie auftrat, und alle ihre Altersgenossinnen ergaben sich willig darein, denn sie fühlten wohl, daß sie nicht nur die hübscheste, sondern auch die klügste von ihnen allen sei. Ihr aber schienen die Spiele der Mädchen zu dumm und zahm und es reizte sie auch, über Knaben zu herrschen. Die neue Nachbarschaft brachte ihr zum erstenmal einen solchen näher, und wie Fritz sich ihr mit ganzem Herzen hingab, so nahm sie ihn vergnügt als ihr Eigentum ganz und gar in Beschlag. Ihre Neigung hatte nichts Schwärmerisches an sich, sie war wohl stark genug, aber kindisch-egoistisch. Das Wesen der Geschlechter war einfach vertauscht, wie es bei solchen Kinderlieben meistens der Fall zu sein pflegt. Lotte liebte männlich, Fritz weiblich — und das fanden auch beide Teile ganz in der Ordnung; nur hätte freilich Lotte gewünscht, daß ihr Freund ein wenig bubenhafter, kecker und weniger ehrbar wäre, aber es schmeichelte ihrer Eitelkeit doch wieder, daß er ihr wie ein echter, kleiner Kavalier durch allerlei Aufmerksamkeiten, kleine Hilfeleistungen und Zuvorkommenheiten seine Huldigung darbrachte. Er schleppte den Stuhl für sie heran, gab ihr von

etwaigen Leckerbissen die größere Hälfte ab, ließ sie zuerst aus der Thüre gehen, trug ihr die Schultasche ein Stück Weges und bot ihr sogar seinen Arm an, als sie einmal zusammen über die Straße zum Kaufmann geschickt wurden. Das letztere fand Lotte einfach lächerlich, aber sie mochte es doch gern. Das kleine Liebespaar war bald unzertrennlich. Kaum waren sie aus der Schule heimgekommen, kaum hatten sie sich Zeit gegönnt, ihr Mittagbrot zu verzehren, als auch schon Fritz zu Lotten, oder Lotte zu Fritz kam, um gemeinsam zu spielen oder auch zu lernen. Sie überhörte ihm seine lateinischen Vokabeln, er ihr die französischen, und es machte ihnen beiden großes Vergnügen, die Brocken ihrer Weisheit untereinander auszutauschen, wie ihre Abziehbilder, Oblaten, Briefmarken oder Süßigkeiten.

Ja, das war ein reines Kinderglück und half dem armen Jungen über die bitteren Kränkungen der Schulstube und dem Mädchen über die langweiligen Stunden der Einsamkeit hinweg. Es brachte warme Sonnenluft in die grausam neuen Räume. Noch waren die Tapeten naß wie eine Morgenzeitung beim Kaffee, und wenn man nur das kribblige Muster lange ansah, hatte man schon den Schnupfen weg; doch was wollte dem jungen Volke eine gerötete Nase und eine krächzende Kehle weiter Schlimmes bedeuten, da man ja gemeinsam husten und prusten und doch dabei lustig sein konnte! Aber, ach! kleine Mädchen sind auch schon Weiber, und junges Glück ist auch launisch.

Frau von Barchwitz hatte eine alte Bekanntschaft erneuert. Eines schönen Tages hatte ein Herr Schulze bei ihr vorgesprochen und sich als ein früher bei ihren Eltern angestellter Gärtnerbursche zu erkennen gegeben, der es durch rastlosen Fleiß und einiges Glück zum wohlhabenden Kunstgärtner und Hausbesitzer in Berlin O. gebracht hatte. Der Mann hatte zufällig ihren Namen im Adreßbuch gefunden und sich beeilt, seinen Dank für die wohlwollende Förderung seines Strebens, welche ihm einst

der alte Herr von Barchwitz angedeihen ließ, der verarmten Frau Tochter abzustatten. Sie folgte sehr gern seiner fast schüchtern vorgebrachten Einladung, ihn und seine Familie zu besuchen, und nahm natürlich auch Lotten mit.

Der Emporkömmling, und besonders der Berliner, der recht weich in der Wolle sitzt, pflegt mit behäbigem Genuß die fetten Flocken den minder Begüterten ins Gesicht zu blasen, aber Schulzens benahmen sich durchaus nobel und bemühten sich ängstlich, die arme Tochter des früheren Gönners nicht durch aufdringliches Zurschaustellen ihres Reichtums zu verletzen. Für Lotten freilich waren allein schon die Fülle der Möbel, die Anhäufung meist geschmackloser Mode-Kleinkrams, die Teppiche, die schlechten Oeldrucke und das alles sinnberückende, herzbedrückende Protztümer, deren Anwesenheit sie verstummen machte und sogar ihre Eßbegier herabzudrücken schien, denn sie genoß nur wenig von den schönen Backwaren, welche als Kaffeestipsel aufgetragen worden waren. Sie drehte sich fortwährend auf ihrem Stuhl herum, um wieder und wieder sehnsüchtige Blicke durch die weite Glasthür der Veranda in den großen Garten zu werfen.

„Na, junges Fräulein, ich seh's Ihnen schon an" — Herr Schulze sagte aus lauter Bescheidenheit „Sie" zu Lotten. — „Sie möchten gern in den Garten. Thun Sie sich keinen Zwang an — was noch im Freien blüht, davon können Sie sich etwas abpflücken. Ich zeige Ihnen nachher auch die Gewächshäuser. Du Rosalie," wandte er sich an seine Frau, „unser Hermann muß doch bald zurück sein?"

Lotte hörte schon die Antwort nicht mehr, sondern sprang, nachdem ihr ein Blick der Mutter die Erlaubnis gegeben, eiligst auf und trollte sich hinaus.

So ein großstädtisches Kind, das seine Lebenswurzeln wie ein trotziges Epheuränklein in Stein und Mörtel gebohrt hat,

kommt sich in einem Privatgarten, in welchem es ohne Scheu vor Schutzleuten, scheltenden Kindermädchen und schlafenden Sonnenbrüdern, frei schalten und walten darf, gewiß wie ein Kolumbus vor, der den Boden einer neuen Welt betritt. Der Tiergarten, der Zoologische, der Friedrichshain und was Lotte sonst von öffentlichen Anlagen kannte, war freilich weit größer und prächtiger — aber die waren eben doch nur zum artigen Spazierengehen — dieser regelrechte, sonnige Kunstgarten dagegen war ihrer freien Willkür überlassen. Welch ein Spielzeug! Erst wagte sie kaum eine Pflanze zu berühren und sah sich ängstlich nach Warnungstafeln und Parkwächtern um, dann aber wurde sie mutig und pflückte sich flink einen dicken, bunten Asternstrauß zusammen.

Hinter dem Hause befanden sich Turngeräte, ein Reck, ein Barren, eine Schaukel. Ohne vieles Besinnen versuchte Lotte in letztere hineinzuklettern. Es gelang ihr erst nach längerem vergeblichen Bemühen. Aber das Ding kam durchaus nicht in Schwung, wie sehr das Mädchen auch den Oberleib vorwarf und mit den Beinen schlenkerte. Aergerlich wollte sie sich wieder herabgleiten lassen, als sie hinter sich ein kurzes Lachen vernahm.

Sie drehte rasch den Kopf über die Schulter. Da stand ein derber Junge, frisch und rot, mit Stulpstiefeln und kurzen Hosen, die Hände in den Taschen. Das wird wohl der Hermann sein, von dem drin die Rede war, dachte Lotte und sah ihn sich daraufhin genauer an. Er verzog seinen Mund zu einem nicht sehr geistreichen Grinsen und beobachtete sie ebenfalls aufmerksam.

„Na!“ rief Lotte endlich, denn es fing an langweilig zu werden.

„Was machst du denn da in meiner Schaukel?“ versetzte das Bürschchen auf diese Herausforderung.

„Wie dumm. Schaukeln will ich mich!“

„Na, denn schaukle dir doch.“

„Ach du . . .! Du könntest mir lieber 'mal einen Schubs geben.“

„So, könnt' ich? Wer bist denn du?"

„Heißt du vielleicht Schulze?"

„Na selbstredend."

„Dann frage 'mal deinen Vater, wer ich bin."

„I du bist jut, du kannst so bleiben." Und damit sprang er herzu und schubste Lotten, wie sie verlangt hatte.

Die Schaukel flog so hoch, daß das blonde Kind hell aufjauchzte. Es war zu schön und sie konnte kaum genug davon kriegen.

Nachher turnte ihr der Hermann an den Geräten etwas vor; es war ganz famos und Lotte klatschte wie im Zirkus nach jeder Glanznummer in die Hände. Dann spielten sie Zeck, und wenn Hermann Lotten einholte, was regelmäßig der Fall war, so gab er ihr jedesmal einen so derben Klaps, daß ihr die Schulter danach brannte. Aber das schadete nicht — dafür war er auch stark genug, sie so hoch zu heben, daß sie beinahe auf den Apfelbaum heraufgekommen wäre. Auch konnte er Rad schlagen — und da drückt man schon ein Auge zu.

Beide waren kochgar, krebsrot und sehr außer Atem, als die Eltern kamen und für heute das Ende des Vergnügens ankündigten. Erst in der Thüre dachte Lotte wieder an ihren älteren Freund daheim. Es zuckten ein paar Gedankenblitze durch ihren Kopf, vor denen die Augen des Herzens sich erschrocken schlossen: Wenn Fritz Thielemann dabei gewesen wäre, wie sich der wohl neben Hermann ausgenommen hätte? Wie ihm das wohl behagt hätte, daß sie so rasch und gründlich mit dem Gärtnersohne Freundschaft schloß? Ob Fritz wohl geweint hätte?

Lotte lief, kurz entschlossen der mahnenden Wallung ihres guten Herzens folgend, zurück und frug den Papa Schulze, der, ihnen nachschauend, noch in der Thüre stand: „Darf ich das nächste Mal Fritz Thielemann mitbringen, Herr Schulze?"

„Wenn es Ihr Freund ist, Fräuleinchen, gewiß."

„Danke, Herr Schulze.“ Und sie lief der Mutter nach. Der Hermann hatte neben seinem Vater gestanden und ein böses Gesicht zu ihrer Bitte gemacht. Was that ihr das? — Überhaupt, dieser Hermann Schulze! Er roch ganz bestimmt nach Zwiebeln, hatte nicht sehr saubere Hände und abgenagte Fingernägel! Grob war er auch; sie mußte blaue Flecke am Leibe haben von seinen patzigen Knuffern und Puffern. Aber er konnte freilich Rad schlagen, ja, und dann turnte er doch zu famos — besonders die Sitzwelle!

Wie blaß Fritz heute aussah! Es fiel Lotten weit mehr auf als sonst.

„Ist dir was?“ frug sie teilnehmend.

Fritz nickte mit dem Kopf, wandte sich ab und fuhr sich über die Augen.

„Doktor Plünnemann?“ forschte das Mädchen weiter.

„Ja. Er hat mir einen Zettel mitgegeben, den Vater unterschreiben muß. Alle Sonnabend soll ich so einen mitkriegen, wo von der ganzen Woche mein Fleiß, Betragen und Aufmerksamkeit drauf zu stehen kommt.“

„Er hat dich wohl wieder schlecht gemacht, der ...“ und sie ballte die kleine Faust dazu. „Hat's dein Papa schon gelesen?“

Beide Fragen beantwortete der arme Junge mit trübseligem Nicken.

„That's weh?“ — Dazu machte Lotte eine unzweideutige Handbewegung.

„Ich wollte, Mama wäre nicht dazugekommen — — sonst hätt' er mich totgeschlagen!“

Lotte sah ihren Freund voll erschrockenen Staunens an. Er wünschte sich den Tod! Das war zu schrecklich, und sie begann zu weinen und setzte sich weit von ihm entfernt auf einen Stuhl am Fenster.

Lange sprach keines ein Wort. Die Uhr tickte langsam und das lustige Mädchen schluchzte.

Endlich sagte Fritz: „Du, Lotte — wollen wir zusammen fortlaufen?“

„Zu den Zigeunern?“ gab sie zurück.

„Wohin du willst“ —

Da trat Frau von Barchwitz mit der Lampe ein.

„Kinder! Was treibt ihr denn da? Habt ihr euch gezankt?“

Beide schüttelten energisch den Kopf, und dann winkte Lotte die Mutter zu sich heran und flüsterte ihr zu: „Darf ich Fritz mein großes Zuckerei von vorige Ostern schenken? Es hat wieder was gesetzt und er ist so traurig!“

Die Mutter streichelte ihr das blonde Haupt und sagte: „Gewiß, mein Kind, wenn ihn das trösten kann.“ Und dann holte sie das große Osterei mit dem Guckloch und der Landschaft im Inneren aus dem Schreibtisch und Lotte legte es behutsam dem Knaben in die Hand und sagte: „Da, Fritz, das schenk' ich dir — du kannst es auch essen.“

Fritz sträubte sich ernstlich dagegen, ein so kostbares Geschenk anzunehmen, und Lotte drohte endlich: „Gut, wenn du es nicht nimmst, brauche ich dich ja auch das nächste Mal nicht mit zu Schulzens zu nehmen. Dann siehst du auch Hermann Schulze nicht Rad schlagen.“

„Hermann Schulze — wer ist das?“

Und im Nu hatte Lotte all das Herzeleid, das ihr eben noch der Jammer des kleinen Freundes in die Seele geträufelt hatte, hinausgeworfen und sie beschrieb dem gespannt Lauschenden mit Entzücken die Herrlichkeiten, die sie bei dem Kunstgärtner geschaut, und rühmte ihm mit beredtem Eifer die großartigen Talente Hermann Schulzes. Sie ahnte nicht, daß sie einen glühenden Brand in das leicht entzündliche Gemüt des Knaben warf, einen Brand, der die erbarmungslose, fressende Flamme

der Eifersucht entfachen konnte, wenn sie ihn nicht selbst erstickte durch das kalte Bad eines vorsichtigen, duckmäuserigen Benehmens, das gar nicht in ihrer Art lag.

Mit gespanntester Anteilnahme erkundigte sich Fritz nach allen Einzelheiten ihres Besuches und wollte über die körperliche Leistungsfähigkeit des berühmten Hermann Schulze so genaue Auskunft haben, als ob er ihn als Herkules für eine Kunstreitergesellschaft zu verpflichten hätte. Er wußte nicht, was in seinem Herzen vorging, was für dunkle Ahnungen ihm wirr zu Kopfe stiegen — aber er fühlte, daß seine Pulse rascher klopften und eine seltsame Angst ihm die Brust bedrückte, so daß sein Atem kurz ging, wie nach einem raschen Laufe. —

Am nächsten Sonntage gingen die Nachbarskinder allein zu Schulzens in der Frankfurter Allee. Fritz war sehr still, so lange die Erwachsenen zugegen waren und Hermann maß ihn mit geringschätzigen Blicken und schaute dann wieder das kleine Fräulein fragend darauf an, was sie an diesem schwächlichen Bürschchen so Besonderes finden könnte, um ihm so entschieden ihr Wohlwollen, ihren Schutz angedeihen zu lassen. Lotte sah bald den einen, bald den andern von der Seite an, verglich, und giftete sich im stillen über Fritzens Ehrpußlichkeit, welche ihnen gewiß den ganzen Spaß verderben würde. Auch ihre Kinderaugen sahen wohl den großen Unterschied zwischen den beiden Knaben und sie fühlte sich im Innersten dem zartgliedrigen, blassen Fritz blutsverwandter, als dem derben, gesunden Handwerkersohne, welcher trotz seiner nicht häßlichen Züge und seiner feinen Kleidung doch seine geringe Herkunft nicht verbergen konnte, besonders in der Sprache, welche seinem Berlinertum alle Ehre machte. Aber trotz alledem, ja vielleicht gerade des-

wegen, empfand Lotte Fritzens kränkelnde Waschlappigkeit dem frischen Jungenwesen Hermanns gegenüber um so stärker.

Wie wunderte sie sich aber, als Fritz, nachdem die Großen sie allein gelassen hatten, plötzlich einen ganz ungewöhnlich lauten, großspurigen Ton anschlug, fortwährend und über nichts lachte und schrie, alles besser wissen und besser können wollte — kurz, sich als Hans Dampf in allen Gassen aufzuspielen begann! Dies hochfahrende Wesen stand ihm jedoch übel zu Gesicht und erregte nur die Spottlust des Gegners, ohne sein Selbstbewußtsein im geringsten einzuschüchtern. — Die Schaukel eröffnete wieder den Reigen der Vergnügungen. Fritz zwängte sich mit Lotte zusammen hinein, Hermann stieß. Das kleine Paar hielt sich eng umschlungen, Hermann sah es mit grollendem Neid und schleuderte die Schaukel so hoch er irgend vermochte. Fritz stimmte zuerst in Lottes Lustgekreisch laut ein, aber schon nach dem dritten Aufschwung wurde ihm schwarz vor den Augen, alles drehte sich um ihn, ein Alp schnürte ihm die Kehle zu, ihm wurde sehr übel — er biß die Zähne zusammen, er wollte sich nichts merken lassen — nein, es war unmöglich! Mit schwacher Stimme rief er Halt und dann schmiegte er sich halb bewußtlos an Lottes Schulter.

Hermann Schulze war so boshaft, nicht sofort innezuhalten. Erst auf Lottes zornig herausgeschrieenen Befehl that er es und half den armen Knaben herabheben und nach der nahen Bank geleiten. Mit unheimlich weit hervortretenden, unstäten Augen saß Fritz da und mußte noch die schlechten Witze des Altersgenossen erdulden, über welche schließlich auch Lotte trotz ihres Mitleids lachen mußte. Es war aber auch zu ärgerlich, sich so mit ihrem Freunde zu blamieren!

Die beiden schaukelten allein weiter, Hermann über Lotten auf dem Brett stehend und ihm kräftigen Schwung verleihend. Ja, das war freilich ein andrer Spaß, wie mit dem schwachen

Kindchen, dem so schlimm wurde, daß es sich an sie klammern mußte!

Fritz nahm all seine Kraft zusammen und raffte sich rasch genug auf, um an den übrigen Spielen teilzunehmen. Hermanns Turnerkünste ahmte er wohlweislich nicht nach, indem er sich nach bekannter Art entschuldigte mit dem beliebten: „Das haben wir noch nicht gehabt."

Der Gärtnerssohn war berechnend und schlau genug, um immer wieder neue Verlegenheiten für seinen Nebenbuhler herbeizuführen. Fortwährend wußte er Wetten vorzuschlagen, Gelegenheiten zum Ringen und scherzhaften Prügeln vom Zaun zu brechen. Fritz nahm alle solche Herausforderungen an, denn er wollte um keinen Preis feig erscheinen, unterlag aber regelmäßig und verschlimmerte die Niederlagen durch seine kindische Großmaulsucht noch bedeutend. Zuletzt wurde es auch seiner Beschützerin zu arg, denn sie ärgerte sich zu sehr über ihn. Erbarmungslos, wie selbst gutherzige Kinder so oft sind, überließ sie ihn der Willkür des Siegers und stimmte selbst mit ein in dessen Neckereien. Und der unglückliche Knabe würgte all die Bitterkeit hinunter und fuhr fort mitzuspielen und sich außer Atem zu laufen und zu schreien.

„Hast du denn deiner Braut auch schon 'n joldnen Ring jeschenkt?" frug Hermann plötzlich den verdutzten Gesellen — natürlich nur, um ihn in Verlegenheit zu setzen.

„Meiner Braut. Haha!" Fritz lachte krampfhaft, während es ihm innerlich schier das Herz abstieß, daß er darüber so laut lachen mußte, was doch heimlich sein süßester Traum war.

„Der — und einen Ring!" rief Lotte geringschätzig. „Wer mir von euch zuerst einen goldenen Ring schenkt, der soll mein Bräutigam sein!" setzte sie übermütig hinzu. Und dann lief sie ihnen hell lachend davon. An der Hausthür erhaschte sie Her=

mann, umfing sie fest mit beiden Armen und drückte ihr einen schallenden Kuß auf die glühende Wange.

Als die beiden sich wieder nach dem Garten umsahen, war Fritz verschwunden. Er war ohne Abschied gleich nach der Straße hinaus- und davongegangen.

Einen Augenblick schreckte das Mädchen innerlich zusammen: was hatte sie dem empfindlichen Freunde gethan! — Aber nein, warum war er solch eine Suse! Was nötigte sie denn, sich ihre Lust von dem dummen Peter, der nichts vertragen konnte, beschränken zu lassen? „Laß ihn laufen!“ rief sie laut und flog auf den zierlichen Füßchen wie ein junges Reh vor Hermann Schulze her, der wie ein kräftiger, tappiger junger Jagdhund hinterdrein sprang.

Er begleitete die tolle Kameradin schließlich auch nach Hause und that beim Abschiednehmen die komische Frage: „Du Lotte Von, nimmst du aber auch einen Bürgerlichen?“

„Na, ich werde 'mal sehen.“

Damit gingen sie auseinander. — —

An dem Abend sahen sich Fritz und Lotte nicht wieder. Auch am folgenden Tage nicht. „Sie waren Schuß“ — wie es in der Berliner Kindersprache heißt. Aber während das eigensinnige Fräulein von Barchwitz schmollte und grollte und alle Schuld von sich abwies und einzig auf die „Haberei“ des Knaben schob, verzehrte sich der kleine Thielemann in bitterer Sehnsucht nach der einzigen Freundin und hätte ihr gern alles vergeben, wenn nicht sein Ehrgefühl ihm verboten hätte, den ersten Schritt zu thun. Aber, wie sehr er sich auch gekränkt fühlte, er hatte doch bis tief in die halb schlaflose Nacht hinein nachgesonnen, auf welche Weise er wohl einen Ring für sie be-

schaffen könnte. Schließlich war er auf einen wahrhaft heldenmäßigen Plan geraten: er wollte seinen kostbarsten Besitz veräußern, sein teuerstes Kleinod, das ihm ans Herz gewachsen war wie kein lebloses Ding sonst, seine Briefmarkensammlung in dem wunderschön gebundenen Album, das er zum letzten Weihnachtsfest erhalten hatte, wollte er in der Klasse meistbietend versteigern. Von dem Erlös, meinte er, müßte er den herrlichsten Goldreif mit blitzenden Steinen erwerben können.

Am nächsten Morgen schon, also am Montag, brachte er sein Vorhaben zur Ausführung. Er hatte sich nach ungefährer Schätzung zusammengerechnet, wieviel das Buch, und wieviel die seltenen Stücke der Sammlung allein wert seien, und über zehn Mark herausbekommen. Und da fingen die abscheulichen Jungen mit „zwee Jute" zu bieten an und lachten ihn obendrein noch aus, als ihm über diese empörende Zumutung die bitteren Thränen aufsteigen wollten. Aber er schluckte sie hinunter und fuhr mutig fort, mit Aufgebot seiner ganzen kindischen Beredsamkeit den Preis zu treiben. „Eine Mark!" schrie endlich der kleine Abrahamsohn, dessen Vater als sehr wohlhabend bekannt war.

Jetzt wurde es still in der Klasse.

„Zwei Mark," fistelte der junge Friedländer, der nicht so reich war, aber sich doch nicht lumpen lassen wollte.

„Zwei — fünfzig!" Abrahamsöhnchen ließ nicht locker.

„Drei Mark." Alles starrte den Tollkühnen an. Es war der rothaarige Naucke, ein windiger Patron.

„Drei Mark zum ersten — zum zweiten und zum ...?"

„Na, Abrahamsohn!" rief es aufreizend von allen Seiten.

„Ne, det is keen Jeschäft nich!" erklärte dieser überlegen, — und Fritz Thielemann muße zuschlagen.

Selbstverständlich hatte der rote Naucke kein Bares bei sich, aber Fritz gab ihm das Album mit, gegen das feste Versprechen, morgen den Thaler in die Klasse mitbringen zu wollen.

Am Dienstag überreichte ihm der Junge fünfzig Pfennig, mit der Bitte, den Rest noch ein Weilchen anstehen zu lassen, bis er mehr flüssig machen könne. Eine heiße Kinderthräne fiel auf das schmutzige Geldstück. Der arme Knabe ahnte, daß er das Fehlende nie erhalten würde. Um fünfzig Pfennig hatte er seinen Schatz hingegeben! Und was würde der Vater sagen, wenn er's erfuhr!

Was half's! Es war doch immer Geld und Fritz lief nach der Schule in den nächsten Bazar und ließ sich „goldene" Ringe zeigen. Pfui, was für Ungetüme das waren — groß genug, um von den Schlächtergesellen Sonntags über den Daumen gesteckt zu werden! Er wählte den kleinsten aus, einen richtigen Trauring ohne Stein und legte sein Silberstück hin. Mit zitternden Knieen schleppte er sich den weiten Weg nach Hause. Natürlich wurde er nach der Ursache des langen Ausbleibens befragt, vermochte keinen einleuchtenden Grund anzugeben und bekam eine derbe Strafpredigt vom Vater zu hören.

Nun aber trat der Zweifel an ihn heran, ob er sich nicht allzusehr demütige, wenn er nach der erlittenen Kränkung der flatterhaften Freundin zuerst entgegenkäme — und nun gar mit diesem bedeutungsvollen Geschenke. Denn es verstand sich für ihn von selbst, daß Lottes Verheißung in vollem Ernste gemeint gewesen sei. Endlich gedachte er des Grundsatzes „der Klügere giebt nach", beschloß, sofort nach Barchwitzens hinüber zu gehen, Lotten den Standpunkt klar zu machen und sie dann durch Überreichung des Verlobungsringes gründlich zu beschämen. Mit hochklopfendem Herzen legte er sich zurecht, was er ihr sagen wollte; er drückte die Stirn an die kalten Scheiben, starrte in die Dämmerung hinaus und dabei war ihm so ängstlich zu Mute, wie vor einer Schulprüfung.

Da erschien Frau von Barchwitz, um mit Frau Thielemann ein Schwätzchen zu halten.

„Na, Fritz," sagte sie zu dem blassen Knaben, als er ihr seinen höflichen Diener machte: „dich sieht man ja gar nicht mehr. Worüber habt ihr euch denn so gezankt? Lotte langweilt sich schon gräßlich."

Fritz antwortete nicht. Wie eigensinnig das Mädel war, daß sie nicht kam, ihn zu holen, wenn sie sich so „gräßlich" langweilte! Aber sie vermißte ihn doch, sehnte sich vielleicht ebenso nach ihm, wie er nach ihr. Sein Herz sprang ihr entgegen wie ein Hündchen, das seine Herrin nach längerer Abwesenheit wieder sieht. Eben wollte er um die Erlaubnis bitten, hinübergehen zu dürfen, als Frau von Barchwitz lachend zu seiner Mutter anhub: „Nein, was diese junge Brut schon für Unsinn im Kopfe hat! Denken Sie sich, da kommt gestern das Dienstmädchen des Kunstgärtners Schulze und bestellt für meine Lotte einen schönen Gruß vom jungen Herrn Schulze und überreicht ihr ein wundervolles Bukett, einen Brief und — einen echt goldenen Ring mit einem Türkis darin. Sehen Sie bloß, Frau Thielemann, da ist das Schriftstück."

Und sie holte das Briefchen aus der Tasche und las: „Liebe Lotte! Hier schicke ich dir den Ring, wie du wolltest, wenn du meine Braut werden solltest. Er ist von echt Gold. Hast du er dir überlegt mit dem V o n? Jetzt bist du also meine Braut, und wenn es dir nicht paßt,' sagt Mutter, könnte man ja was einlegen lassen. Diese Feder schreibt so schlecht, daher schreibe ich so schlecht und weiter weiß ich nichts, denn du kommst doch bald wieder spielen. Vater sagt, es giebt bald Schnee, du, dann habe ich einen sehr schönen Schlitten! Dein geliebter Hermann Schulze."

„Was sagen Sie dazu? So ein keckes Bürschchen!" setzte Frau von Barchwitz hinzu, und Frau Thielemann erwiderte kopfschüttelnd: „Der Junge hat doch gewiß das Geld nicht aus eigener Tasche genommen. Sehen Sie, solche Eltern, die ihre

Kinder in solchen Dummheiten unterstützen, begreife ich gar nicht. Wenn unser Fritz mit so einem Verlangen käme, ich glaube, mein Mann . . ."

In diesem Augenblick sprang etwas in heftigen Sätzen, metallhell aufklingend, über den Fußboden und rollte dann unter den Schrank.

„Fritz!" rief Frau Thielemann erschrocken. Mit geballten Fäusten sich vor die Stirn schlagend, mit zitternden Gliedern und bebenden Lippen stand ihr Sohn mitten in der Stube. Voll leidenschaftlicher Wut hatte er seinen armseligen Reif fortgeschleudert. Betrogen um die schönste Freude seines trostlosen Daseins, bestohlen um das Herz der geliebten Gespielin, umsonst das große Opfer, das er ihrer Laune gebracht! Er rang nach Atem, seine großen, unstäten Augen schienen aus ihren Höhlen zu treten, ein furchtbares, stoßendes, würgendes Schluchzen erschütterte seinen schwachen Leib — und dann brach er in wilde Thränen aus, warf sich zu Boden, schlug mit Händen und Füßen um sich und schrie laut auf in kindischer Verzweiflung.

Beide Frauen sprangen entsetzt auf, knieten an seiner Seite nieder und suchten vergebens ihn zu beruhigen. Er hieb mit einer Kraft um sich, wie wenn er in Krämpfen läge, und auf alle Fragen knirschte er nur immer wieder: „Papa soll mich doch totschlagen, er soll doch — er soll doch!"

Nur mit großer Mühe gelang es, den armen Knaben aufzuheben und in sein Bett zu bringen. Die Mutter vergoß kaum minder bittere Thränen als ihr unglückliches Kind. Sie begriff sehr bald den Zusammenhang und zitterte vor der Art und Weise, wie der Vater diesen Ausbruch der Leidenschaft auffassen würde. Es blieb ihr nichts andres übrig, als ihren Mann über den Grund der offenbaren Krankheit zu täuschen und eine Erkältung vorzuschieben. —

„Ach was, wird wohl wieder nur das Faulfieber sein," versetzte der harte Mann auf ihre besorgte Erzählung. — —

Auch Frau von Barchwitz konnte in jener Nacht lange keinen Schlaf finden. Sie dachte an ihre beiden untergegangenen Töchter. Und dieser lachende Übermut der jüngsten, welcher nun auch schon in Knabenherzen solches Unheil anzurichten vermochte, war das der Vorläufer jenes frevelhaften Leichtsinns, der die Schwestern in den Abgrund der Schande gestürzt hatte? Sollte sie das glühende Eisen äußerster Strenge an jenen wunden Fleck in der Seele ihres Kindes legen? Die kecke Laune, die jetzt dem holden Geschöpfchen so reizend stand, sollte sie einst zu einem fressenden Krebsschaden werden und Leib und Seele vergiften? Durfte sie aber dem glücklichen Kinde seine strahlende Unbefangenheit trüben, es durch Verbote auf Gefahren hinweisen, die seine Unschuld sich nicht träumen ließ? Nein, tausendmal nein! Sie konnte nicht die Todsünde auf sich laden, einem Menschen die Jugend zu rauben. Wenn es ein Schicksal war, wenn sie mit ihrem Mutterblute Gift in die Adern der eigenen Kinder gegossen hatte, ohne es zu wissen, nun dann würde dieses Schicksal, welches ihr ihr letztes abforderte, zugleich auch ihr eignes Haupt treffen müssen. Mochte das Mädchen den Weg einschlagen, der zum Abgrund führte, wenn das unausbleiblich war, im Finstern sollte es ihn dann wenigstens nicht wandeln — lieber mag es lachend in hellem Sonnenglanze hineinlaufen! Glückliche Kinder werden gute Menschen — daran wollte sie auch glauben! Und selbst wenn das falsch war: lieber ein glückliches Kind mehr, als eine Dirne weniger! — —

Während Fritz Thielemann sich im Weinkrampf auf dem Boden wälzte, hatte Lotte von Barchwitz, aufmerksam gemacht durch den Aufschrei der Mutter, ihr Ohr an die dünne Wand gelegt und mit Grausen die Stimme ihres treuen Freundes aus dem dumpfen Schluchzen und Stöhnen herauserkannt. Sie

ahnte nicht, daß sie selbst an all dem Jammer schuld war, denn ihr kindlicher Flattersinn vermochte eine so tiefe Leidenschaft noch nicht zu begreifen; aber warme Thränen innigsten Mitgefühls strömten über ihre Wangen; er litt, der ärmste Freund, und sie wußte nicht warum, und konnte ihm nicht zu Hilfe eilen. Ja, nun fühlte sie es an dem raschen Pochen ihres Herzens, an ihrer Seelenangst, wie lieb ihr der blasse Knabe war und wieviel näher er ihr doch stand, als jener rotbäckige Gärtnerssohn, der ihre Neigung mit keckem Griffe an sich gerissen hatte. Der besaß ja doch nur ein Faustrecht auf ihre Gunst, Fritz aber ein Herzensrecht.

Lotte drehte den Türkisring an ihrem schlanken Goldfingerchen hin und her — und da fiel ihr plötzlich ein: Ach liebe Zeit, wenn er's ernst nimmt, dann muß ich ihn ja heiraten und dann muß ich Frau Schulze heißen, so lange ich lebe! Das ist doch gar nicht schön. Und dann riecht er wirklich doch sehr nach Bollen — puh! Wo sie so viel mit Zwiebeln kochen, da ist es nicht fein. Das war ein Grundsatz, den sie aus der ausgesprochenen Abneigung ihrer beiden Eltern gegen diese Würze sich abgezogen hatte! Und Fritz Thielemann war immer so sauber und appetitlich und nett und wohlanständig und that alles, was sie wollte und — Frau Thielemann hörte sich doch auch hübscher an! Sie zog den Ring vom Finger und wollte ihn ärgerlich fortwerfen, wie Fritz es mit dem seinigen gethan hatte; aber nein, dazu war er doch zu prachtvoll! Sie legte ihn vorsichtig ganz unten in den Kasten, in welchem sie ihre Puppenkleider aufbewahrte und streute dann hastig alle die bunten Fähnchen darüber.

Am nächsten Tage, gleich nach der Schule, zog sie die Klingel bei Thielemanns. Sie hatte den guten Vorsatz gefaßt, das dumme Schmollen aufzugeben und ihrem Freunde zuerst die Hand zur Versöhnung zu bieten. Zwar hatte sie kein

Osterei mehr als Sühnegabe, aber sie wollte sehr gut zu ihm sein. Frau Thielemann öffnete ihr selbst die Thür und prallte förmlich zurück, als sie die unschuldige kleine Übelthäterin erblickte. Sie wies sie ziemlich kurz ab mit der Erklärung, daß Fritz krank sei und nicht sprechen dürfe; denn sie fürchtete, daß der Anblick des Mädchens dem Kranken durch neue Aufregung gefährlich werden könnte.

Dem guten Kinde wurde es weh ums Herz. Es kämpfte mit den Thränen und sagte schüchtern: „Darf ich nicht wenigstens bei ihm sitzen, ihm etwas vorlesen oder . . . er braucht ja gar nicht zu sprechen!“

„Nein, mein Kind. Der Arzt hat es verboten. Aber ich will ihn von dir grüßen.“ Damit schug sie die Thür wieder zu.

Sonderbar, daß auch die Mutter so verlegen nach Worten suchte, als Lotte sie frug, was denn ihrem Gespielen fehle. Zum erstenmal in ihrem Leben war Lotte sehr traurig und machte sich Gedanken. —

Es war am dreißigsten November, der erste Schnee war gefallen. Lotte ging auf den Balkon, um sich einen Schneeballen zu machen zu irgend welchem Schabernack. Sie hatte Hut und Mantel noch an, denn sie war eben aus der Schule gekommen und die Mutter noch nicht zu Hause. Sie beugte sich über die Brüstung, um unter den auf der Straße tobenden Jungens ein Ziel für ihr kaltes Geschoß zu suchen. Da sah sie Fritz Thielemann, den sie noch krank im Bette glaubte, unten aus der Hausthüre treten. Rasch entschlossen rannte sie an der verdutzten Aufwärterin vorbei aus der Wohnung, flog die Treppe hinunter und lief, was sie konnte, dem Knaben nach, welcher den Weg nach dem Viehhofe eingeschlagen hatte. Auf dem Fußpfade, der

das freie Feld von der Südseite der weiten Baulichkeiten durchschneidet, holte sie ihn ein. Fast schien es, als ob er vor ihr fliehen wollte, als er ihre leichten Tritte hinter sich hörte und, sich umwendend, sie erkannte. Aber als sie ihn anrief, blieb er stehen und harrte ihrer mit niedergeschlagenen Augen.

Ganz außer Atem kam sie heran und reichte ihm die Hand.

„Ich denke, du bist noch krank?“

„Nein, ich bin gestern wieder zur Schule gegangen.“

„Warum haben sie mich denn nicht zu dir gelassen? Warum bist du denn nicht zu uns gekommen, wie du wieder aufstehen durftest?“

Fritz stand schweigend und warf mit der Stiefelspitze den Schnee auf. Endlich sagte er ganz leise: „Ich denke, du magst mich nicht mehr.“

„Du meinst wohl wegen dem dummen Ring?“

Fritz nickte: „Ja.“

„Da — wo ist er?“ rief Lotte, zog rasch ihr Handschuhe ab und hielt dem Knaben die leeren Hände entgegen. „Ich mochte ihn gar nicht. Mama hat ihn Schulzens wieder hingetragen. Du brauchst auch nicht zu denken; daß ich dir böse bin, weil du mir keinen geschenkt hast; es war nur, weil du neulich bei Schulzens dich so gehabt hast und so dumm weggelaufen bist.“

Fritzens gute, sanfte Augen leuchteten hell auf vor Glück: „Du kannst mich also noch leiden?“ Und die Thränen begannen zu fließen.

„Na, heule nur nicht gleich!“ sagte Lotte und lachte lustig. Aber auch ihr war ganz eigen zu Mute, und sie war doch von Herzen froh, daß es nun ausgestanden und alles wieder gut sei. Sie faßten sich bei der Hand, schlenkerten mit den Armen und betraten so den Viehhof, wo Fritz seinen Vater abholen sollte.

Sie hatten kaum das Thor passiert, als Fritz von einem Schneeball recht empfindlich im Rücken getroffen wurde.

Hermann Schulze war es gewesen — kein andrer! Da stand er mitten in der Einfahrt neben seinem Schlitten und freute sich diebisch über den Schreck, den er dem Nebenbuhler verursacht hatte.

Lotte aber faßte sich sehr rasch, bückte sich, formte einen Ball und sagte: „Na, warte! Komm, Fritz, den wollen wir 'mal einseifen." Ungeschickt, nach Mädchenart, schleuderte sie ihren Ball — er fiel weit von dem Ziel zur Erde. Fritz holte mit dem seinigen so mächtig aus, als wollte er über das ganze Feld weg bis an die ersten Häuser werfen. Er verfehlte jedoch gänzlich die Richtung. Hermann lachte höhnisch und trat einige Schritte vor, um ihnen das Treffen leichter zu machen. Seine Kameraden, die mit ihren Handschlitten hinter ihm auf der Straße standen, jubelten ihm Beifall zu. Immer erregter, rascher und ungezielter schleuderte das kleine Paar die locker zusammengeklumpten Geschosse, ohne daß Hermann sich rührte. Endlich traf ihn ein Ball von Fritz gegen die Brust. Da griff er in den Schnee und sagte: „So, nu komm' ich dran!" Fritz kehrte sich rasch um und hielt ängstlich die Hände vor den Kopf. Aber der wohlgezielte Ball traf und riß ihm die Mütze herunter.

Da stoben plötzlich mit lautem Gekreisch die Knaben auf der Straße davon, fluchende Männerstimmen, ein dröhnendes Gebrüll, ein galloppierendes Stampfen, dumpfes Schnauben wurde von den Ställen an der linken Seite her laut, und als die Kinder umblickten, sahen sie, wie ein wütender Stier mit verbundenen Augen seine beiden Führer, halbwüchsige Burschen, in raschem Laufe mit sich fortriß. Da fiel der eine zu Boden und ließ den Strick fahren, das Tier warf mit einem gewaltigen Ruck das langgehörnte Haupt herum — da mußte auch der andre das Seil fahren lassen und nun stürmte der blinde Unhold frei daher, gerade auf die Kinder los.

Lotte kreischte laut auf und vermochte sich vor Angst nicht

von der Stelle zu rühren. Fritz fiel, vor Schreck halb ohnmächtig zu Boden und umklammerte Lottes Knie. Aber schnell wie der Blitz war auch Hermann hinzugesprungen, hatte sich breitbeinig vor die beiden gestellt und seinen Handschlitten wie einen Schild hoch erhoben. Der Stier raste so dicht an den dreien vorbei, daß das Ende eines der Leitseile Hermann gegen die Beine schlug, aber — Gott sei Dank! — er raste vorbei! Die Kinder waren gerettet. Als der erste Schreck vorüber war, erlöste ein heftiges Weinen Lotte aus ihrer Erstarrung. Sie stieß Fritz, der noch immer zitternd am Boden kauerte, mit dem Fuße weg und hing sich schluchzend an Hermanns Hals.

„Feigling!“ sagte der unerschrockene Bursche verächtlich, nahm Lotte bei der Hand und führte sie nach Hause.

Fritz blieb noch mehrere Minuten an derselben Stelle liegen und vermochte sich nicht zu rühren, so war ihm die Angst in alle Glieder gefahren. Ein Schlächtergeselle half ihm auf und geleitete ihn in das Hauptgebäude, in welchem der Vater arbeitete. Da hockte er in der heißen Stube auf dem Stuhl in der Ecke, wartete auf den Vater — und sehnte sich nach dem Ende wie nur je ein trost- und hoffnungsloser Mensch sich danach gesehnt hat! Und von draußen her drang, zwar gedämpft durch die Scheiben, aber darum nur um so unheimlicher, das tausendstimmige Konzert der Schlachttiere aus allen Ställen in der Runde. Es war, wie wenn der Empörungsruf des durchgegangenen Stieres bei allen den gefesselten Leidensgenossen den gellenden Jammer der Todesangst als Echo erweckt habe. Dieses Kind wußte wenig mehr vom Tode, als die Opfertiere da draußen in ihren weiten Gefängniszellen, aber es sehnte sich nach der Erlösung, welche jene mit ahnungsvollem Grausen zu erfüllen schien.

In der Schule ging es jetzt noch schlechter mit Fritz Thielemann. Es war ihm ganz unmöglich, seine Aufmerksamkeit dauernd an den Gegenstand des Unterrichts zu fesseln. Was ihm im Kopfe herumging, das waren ernstere Dinge als lateinische Vokabeln. Aber das konnte freilich die Lehrer nicht kümmern. Er wurde in allen Fächern der letzte in der Klasse und die Berichte, welche der Ordinarius ihm am Sonnabend für den Vater mitgab, wurden immer schlimmer. Die bekümmerten Mahnungen der Mutter halfen dem armen Kinde wenig; kaum daß es ihnen gelang, es vor den schlimmsten Mißhandlungen zu schützen. Herr Thielemann war ganz außer Fassung gebracht durch die Schande, die ihm sein Jüngster machte, derselbe, von welchem er sich so sicher die Wiederherstellung seines Namens zu Ehren und Ansehen, zu Bildung und Reichtum erhofft hatte. Er wußte doch zu gut, daß sein Sohn durchaus nicht dumm, nicht unbegabt sei. Für die zarte Empfindsamkeit seines Gemütes hatte er freilich gar kein Verständnis, denn er selbst war ein derber, nervenstarker, unverfrorener Bursche gewesen, dem niemals irgend welche „Gefühle" Schmerzen gemacht hatten. Das Gerede von seiner Liebe, der verzehrenden Eifersucht, ja selbst von seiner Schwäche galt ihm als lächerliches Weibergewäsch, worauf sich gar keine Antwort lohnte. — —

Am zehnten Dezember, einem Sonntage, war es, als Herr Thielemann nach dem Frühstück den unterschriebenen Zettel des Klassenlehrers an Fritz zurückgab.

„Du weißt, Fritz," sagte er strenge, „in vierzehn Tagen ist Weihnachten. Das ist mir der letzte solche Zettel gewesen, oder, so wahr ich hier stehe, du gehst bei der Bescherung leer aus. Merke dir das — ich habe das ewige Ermahnen jetzt satt. Halt! noch eins. Ich will einmal zu dir reden, als ob du nicht ein fauler, schlapper Schlingel, sondern ein vernünftiger Mensch wärest — vielleicht bleibt doch etwas davon sitzen: ich

bin einmal ein wohlhabender Gutsbesitzer gewesen, weißt du, nachdem ich den Rock des Königs ausgezogen hatte. Es ist wahrhaftig nicht meine Schuld gewesen, daß ich jetzt hier im vierten Stock wohnen und euch kümmerlich von meiner untergeordneten Stellung ernähren muß. Ich habe mir vorgenommen, dich studieren zu lassen und wenn ich mir das Hemd vom Leib verkaufen müßte, um das durchzusetzen. Deine Schwester ist nur ein Mädchen, und hat's durch eisernen Fleiß doch so weit gebracht, daß sie nicht zu verhungern braucht ohne mich. Und du, Junge, solltest nicht soviel Ehrgeiz besitzen, um es wenigstens ihr gleich zu thun? Du sollst mir ein Beamter werden, oder ein Gelehrter — irgend etwas, das mit Stolz Thielemann heißen darf. Ich kann dir keinen Pfennig hinterlassen, wenn ich sterbe. Dann mußt du für dich selbst sorgen und womöglich noch deine Mutter ernähren können — begreifst du das? Ich will mit dir arbeiten, mein Junge, wenn du allein nicht vorwärts kommst, ich will dir auch jede Freude und Erholung gönnen, die in meinen Kräften steht; aber ich will auch endlich von dir ein wenig Ernst und redlichen Willen sehen. Damit kann man viel erreichen in der Welt. Nicht wahr, solche Dinger bringst du mir nicht wieder, Fritz?"

Sein Finger bebte, als er bei den letzten Worten auf jenen Zettel wies, und auch seine Stimme war in der Erregung weicher, leiser geworden. Er streckte dem Sohne seine Hand hin.

Und Fritz legte seine kalte, schmächtige Rechte hinein und sagte mit ersticktem Tone, der merkwürdig fest klang: „Nein, nie wieder, Papa!" —

Später schenkte ihm der Vater zwanzig Pfennige und erlaubte ihm, mit der kleinen Barchwitz auf den Weihnachtsmarkt zu gehen, um sie zu vernaschen.

Fritz zog seine besten Kleider an und dann ging er hinüber

zu Barchwitzens. Lotte saß allein in der Wohnstube bei ihrer Häkelarbeit.

„Guten Tag, Lotte Von," sagte er, trübselig lächelnd.

„Guten Tag, Herr Thielemann," antwortete sie schnippisch.

„Kommst du mit auf den Weihnachtsmarkt?"

„Mit dir!?"

„Nun, dann geh' ich allein. Adieu, Lotte."

„Adieu."

„Lotte, ich — ich habe da noch etwas für dich, das wollt' ich dir gern zu Weihnachten schenken. Da ist es." Er legte ein winziges Päckchen in Papier auf den Tisch.

„Was ist denn drin?" fragte Lotte neugierig und erhob sich vom Sofa, in dessen Ecke sie sich bequem zurückgelehnt hatte.

„Bitte, Lotte, mach' es erst zu Weihnachten auf. Steck' es so lange fort." Das Mädchen nickte mit dem Kopfe und guckte mit ihren dunklen Schelmenaugen verwundert ihren einstigen Freund an. Denn seit dem Abenteuer auf dem Viehhofe hatten sie sich kaum mehr gegrüßt.

Da stand er noch immer an der Thür und drückte seine Pelzmütze mit allen zehn Fingern zusammen. „Adieu, Lotte!" sagte er noch einmal.

Er sah so furchtbar blaß und elend aus! Er that ihr doch leid. Sie reichte ihm freundlich die Hand und sagte: „Ich danke dir für das da, Fritz. Es ist sehr nett von dir und ich will es nicht aufmachen. Aber ich kann nicht mitgehen, weil Mama nicht zu Hause ist, weißt du."

„Dann — adieu, Lotte!"

Es wollte ihr schon komisch vorkommen, daß er so oft Abschied nahm. Aber es klang so eigen, sie wußte nicht weshalb. Und nun ging er auch wirklich. Er rannte die Treppe hinunter, wie wenn ein Gespenst hinter ihm herjage. — Natürlich eröffnete Lotte das Paket, sobald sich die Flurthür hinter

ihm geschlossen hatte. Der goldene Verlobungsring aus dem Fünfzigpfennig-Bazar lag darin, und dabei ein Zettel: „Atjöh, Lotte, ich bin dir guht!"

Sie lachte laut und lange und steckte den Ring an ihren Finger . . . . . .

Indessen lief Fritz Thielemann so rasch er konnte nach dem Alexanderplatz, und weiter durch die Königsstraße, über die Kurfürstenbrücke. Er verlor sich im Gewühle des Weihnachtsmarktes am roten Schloß. Seine Gedanken weilten fern von all diesen Herrlichkeiten, und doch war er sich keines Gedankens bewußt, und doch starrte er die Auslagen in den Läden und in den Buden an, schaute und merkte nicht was er sah, ließ sich stoßen und drängen und fand das ganz in der Ordnung. Ihm war sehr heiß von dem langen Marsch, obwohl der Tag sehr kalt war. Seine Kniee zitterten vor Müdigkeit, aber er dachte nicht daran, sich nach einem Sitze umzuthun. Er mochte schon einige Stunden so herumgestanden haben, ohne sich der Zeit bewußt zu werden, als er endlich merkte, daß er Hunger habe. Nach langem, unentschiedenem Zögern kaufte er sich für seine zwanzig Pfennige Pfefferkuchen. Sonst hatte er sich so auf den ersten Christmarktskuchen gefreut, und jetzt würgte er das Gebäck hinunter, wie wenn es alte Semmel wäre. Die Menschenflut hatte ihn bis an die Museumstreppe getragen. Dort setzte er sich einen Augenblick nieder. Doch nein, man konnte nicht still sitzen, dazu war es zu kalt. Er raffte sich mühsam wieder auf und schleppte sich weiter nach den Linden zu. Die Laternen wurden angezündet. Mit weit offenem Munde, die Hände in den Taschen des Überziehers, von einem Fuß auf den andern springend, staunte er längere Zeit das Standbild Friedrichs des Großen an, das gespenstisch aus dem wehenden Nebel tauchte. Dann trottete er langsam weiter — durch das Brandenburger Thor und dann noch weiter — die Tiergarten-

straße hinunter. Er war nie zuvor hier gewesen. Er wußte, daß hier die großen, mächtigen, reichen Leute wohnten. Er sah die erleuchteten Fenster der prächtigen Villen und Paläste, er sah elegante Equipagen vorfahren und in üppigem Pelz gehüllte Damen aufnehmen, um sie in die Theater, die Konzerte, die Wohlthätigkeitsbazare und arme Kinderbescherungen zu führen. So ein großmächtiger Mensch sollte er, der Fritz Thielemann, auch werden, hatte der Vater gesagt. Mit Fleiß und redlichem Willen lasse sich das alles erreichen!

Das todmüde Kind — es konnte noch lächeln bei dem Gedanken; denn es wußte besser, was sich erreichen ließ und was nicht!

Hier in der Nähe mußte ja Wasser sein. Fritz hatte von der Eisbahn im Tiergarten gehört. Er hatte schon mehrmals versucht, den dunklen Wald zu betreten, war aber immer wieder zurückgeschreckt vor den Schauern der einsamen Finsternis. Endlich faßte er sich ein Herz; es mußte ja sein: er wollte ins Wasser springen, und dann war es ja vorbei mit aller Pein! Wie konnte er sich vor der Nacht fürchten, wenn er sich vor dem kalten Tode nicht fürchtete!? Er bog in den ersten besten Querweg ein, und er hatte es gut getroffen, da lag der Wasserspiegel vor ihm — aber das Wasser war Eis und dünner graupiger Schnee lag darüber. Sollte er am Ufer hinunterkriechen und versuchen, ob die Eisdecke ihn trüge? War sie dick genug, dann wurde ja sein Vorhaben vereitelt, und brach er ein, so nahe am Ufer, so hätte er doch nicht ertrinken können und sich vielleicht wieder herausgearbeitet. Was sollte er thun? Er fühlte sich so schwach, daß er unmöglich mehr sich bis zur Spree schleppen konnte, die noch eisfrei war, wie er wußte.

Wie gräßlich hexenhaft die dürren Äste sich über die leblosen Gewässer hinstreckten! Wie die Nebelgeister mit lang schleppenden Gewändern zwischen den Bäumen hindurchschlichen!

Wie es raschelte und knackte hinter ihm in dem verschneiten Laub, in dem dürren Gezweig! Aber er verspürte keine Angst mehr. Sein Hirn brannte wie Feuer, seine Füße waren wie Eis. Vor seinen Augen drehte sich alles im tollen Wirbeltanz. Da war eine Bank, zwei Schritte vor ihm. Er taumelte darauf zu und fiel schwer auf den Sitz. Die Sinne vergingen ihm.

Ein paar Minuten lag er so; dann schlug er die Augen wieder auf und sah umher. Das schmerzhafte Gefühl des leeren Magens hatte ihn geweckt. Er versuchte sich aufzurichten. Es war vergeblich — er fühlte seine Füße nicht mehr — sie waren erfroren. Da griff er in seine Überrockstasche und holte daraus jenes Osterei hervor, welches Lotte ihm einst zum Troste geschenkt hatte. Seine steifen Finger umkrampften es unwillkürlich. Es brach entzwei und er führte die Stücke mit äußerster Anstrengung zum Munde. Wie ein Kindchen, das sich an seinem Daumen in Schlaf saugt, so sogen die erstarrenden Lippen des unglücklichen Knaben an den süßen Trümmern des einzigen Liebes- und Glückspfandes, das er je besessen, sich in den ewigen, erlösenden Schlaf des Todes. —

Der Wind sprang um nach Mitternacht. Er wehte feucht und weich und zerzauste die schwarz drohenden Wolken am Himmel. Mit ihrem weißen, kühlen Leintuch bedeckte die barmherzige Winternacht den kleinen Leichnam dort auf der Bank; der Mond brach durch die Wolken, rötlich schimmerten seine Strahlen durch die wallenden Dunstschleier und überhauchten die bleichem Wangen des Kindes mit dem warmen Scheine des Lebens.

— 1886 —

Ein Derwischlied.

Sie nannten ihn Diogenes, weil er mit jenem wenig bekleideten Weltweisen in der Tonne die Verachtung aller irdischen Eitelkeiten teilte, Menschen selbst beim Lichte der elektrischen Glühlaterne nicht entdecken zu können behauptete und im Hunde das Meisterwerk der schaffenden Gottesnatur verehrte. Im übrigen war seine Tonne ein massives, nur etwas finsteres altes Haus mitten in der Stadt, sein Erb- und Eigentum, seine Kleidung ungefähr die landesübliche, wenn auch durch den Mangel der so überschätzten Reinlichkeit und Abwesenheit der sonstigen Lappalien um Hals- und Handgelenk philosophisch abgestempelt, sein Speis und Trank der Mantschpantsch tabletödlicher Einförmigkeit, in den Stunden hehrer Weihe im trauten Hundekreise jedoch ausschließlich feuchter Mohnkuchen mit Schmant — den fraß kein Hund, also war er menschenwürdig! Außer ihm selbst und seinen vierbeinigen Hausgöttern enthielt seine Tonne noch eine Bücherei von mehreren Tausend Bänden, ahnentümliches Gemöbel in üppigster Fülle, Staub, Spinnen, Holzwürmer — und die Witwe Schwumbe, seine würdige Diogeneia, die Gotterzeugte, die unvergleichliche, besendürre Witwe Schwumbe.

„Schwumben, Ihr seid die Krone aller Weiber!"

„Herr Dokter, wenn Se so sprechen, krieg 'ich Sie 's allemal mit der Angst."

„Wieso, mannhafteste der Witwen?"

„Das sagte Sie nämlich mein Seliger auch immer, wenn er Sonnabend nachts heime kam und nachen setzt' es ..."

„Ja, Schwumben, Ihr habt es auch verdient, schon bei Lebzeiten ausgehauen zu werden für Eure zahllosen Verdienste, auf deren jedes ich noch einen Sonettkranz zu dichten gedenke. Schwumben, habt Ihr einen Begriff davon, was ein Sonett sei?"

„Ja, was werd's denn sein, Herr Dokter? So was, wozu ich fer fünf Groschen Nassen holen muß."

„Ihr habt's getroffen, göttliche Witfrau, und dürft Euch nunmehr entfernen, indem Ihr den Besen ergreift und durch den Schlot verduftet. Zuvor aber wünschte ich zu wissen, welchen Wochentag wir heute haben"

„Mittewoche, Herr Dokter."

„Aha! Das ist der Tag der Tante. Ich gedenke ihren Thee zu schlucken und ihre Brötchen zu knurpschen. Wenn Ihr ein nobleres Gewand für nötig erachtet, Witib, so versehet mich damit. Sodann führt mir die junge Generation der Herren Hunde hinunter und machet sie auf die Reize der sinkenden Sonne und die Nützlichkeit der Eckſteine aufmerksam. Wer hat die Wache?"

„Musje Karo."

„Musje Karo!" Diogenes öffnete die Thür des Nebenzimmers, und herein sprang ein schwarzer Pudel, legte seine zotteligen Vorderpfoten auf seines Herrn Weste, leckte seine Hände und harrte weiterer Befehle.

„Musje Karo," redete ihn Diogenes an. „Ich bitte Euch um Verzeihung, daß ich Euch für eine Nacht Eurer Freiheit berauben und menschengleich an die Kette legen muß. Wenn wir uns drüben wiederfinden, so sollst du mir das Gleiche thun!

Noch ist leider die Menschheit nicht auf den Hund gekommen. Enteilet, Musje Karo, auf daß Ihr nicht Zeuge meiner Thränen zu werden brauchet. Schwumben, Ihr seid entlassen.“ —

Und als die Zeit gekommen war, erschien die unendliche Witwe mit dem gut gebürsteten schwarzen Rock, umgeben von der mutwilligen Schar der für die Nachtruhe wohl vorbereiteten sechs jungen Hunde und fand, wie gewöhnlich, ihren gedankenreichen Brotherrn vor seinen aufgeschlagenen Büchern und Handschriften auf dem Bauche liegend, entsetzlich qualmend und mit finster gerunzelter Stirn und tief herabgezogenen Mundwinkeln seine Riesenbuchstaben — zehn Zeilen gingen davon auf eine Folioseite! — auf das sacktuchgrobe Papier schleudernd.

Es kostete der armen Schwumben wie immer längere Zeit, ehe es ihr gelang, ihren Philosophen auf die Beine und in den guten Rock zu bringen. Und als sie das glücklich erreicht und sogar seinem unteren Menschen durch etliche energische Bürstenstriche einigen Glanz verliehen hatte, da zerstörten die stürmischen Abschiedszärtlichkeiten der Herren Hunde wieder das Werk ihrer Hände, und sie ließ das große, verwetterte Haupt auf dem langen Halse mißbilligend schwanken und seufzte: „Nee, nee, Herr Dokter, aus Sie werd's nischt, bis 'emal e braves Ehweib über Sie kömmt.“

Da entsprang Barthold Karsten in weiten Sätzen, flog die steile Treppe hinunter, wie wenn die ehrliche Hexe den Leibhaftigen auf ihn gehetzt hätte, und schrie Wehe: bis er unten angelangt war. Und dann rief er mit heller Stimme hinauf: „Weib, es sei denn, daß der Mohnkuchen heute nacht ungewöhnlich wohlschmeckend ausfalle, so kann ich Euch dies nicht verzeihen! O Schwumben, warum habt Ihr mir das gethan?“

Die Hausthür dröhnte und die dürre Witwe kehrte fröhlich grinsend in das Studierzimmer zurück: „Und 's is doch e guter Kerle!“ murmelte sie vor sich hin. „Gelle, ihr Hundeviehzeug?“

Ein sechsschweifiges Freudengewedel war die beredte Antwort.

„Seid ihr denn alle beisammen?"

Ja, sie waren alle beisammen: Signor Cane, Don Perro, Mister Doggy, Gnad'n Kutya, Pan Pies und Mynheer van Hondeköter, der weiße Unglaubliche mit den geröteten Augenlidern. Sie wurden in ihr Schlafgemach geführt, in welchem ein altes Sofa, zerfetzte Teppiche, Reisedecken und andre Bequemlichkeiten zu ihrer freien Verfügung standen.

Darauf kehrte die Alte wieder in die Schreibstube zurück, immer noch vergnüglich vor sich hinbrummelnd: „Mohnkuchen heute abend! Aha, da werd' wieder gedicht't! Ich seh's kommen, wie so e Wetter, wenn de Schwalben tief fliegen. Wer de dichten kann, der kann sich auch verlieben. Ich huppe noch auf seiner Hochzeit! — Ein närrscher Mensche is er, ein zu närrscher Mensche." Und sie lachte lustig in sich hinein, daß die knochigen Schultern im Takte zuckten, während sie sich bückte und je eine Handvoll der überall herumliegenden Zeitungen, Flugschriften und sonstigen Papiere aufgriff und ausschüttelte. Hier und da fielen ein paar Geldstücke heraus, welche die Alte brummend auflas und zum Schluß überzählte.

„I na, es langt ja noch! So gelehrter Narre schmeißt mit dem lieben Gottesgeldchen um sich, als wenns'er Zwetschenkerne wären. Nischt Solides, keine Ordnung, kei Respekt — na warte nur, mei gutstes Dokterchen: wenn's kömmt, kömmt's auch gleich dicke! Ich bete weiter."

Und damit schlurfte sie zufrieden die Treppe hinunter in ihr sauberes Witwenstübchen. — —

Barthold Karsten löffelte recht behaglich den guten, starken Thee der Tante. Wenn sich der gelahrte Doktor die absolute Tante, wie er sie brauchte, gleich einem Homunkulus aus der philosophischen Retorte destilliert hätte, vollkommener als Madamchen Pannemann wäre sie sicherlich nicht ausgefallen.

Sie war ein liebes, nettes Altchen, mit einem rosigen, fetten Gesicht, klugen grauen Augen und einer üppig getollten Tüllhaube rings um den straff erhobenen Kopf. Die kurze, wohlhäbige Gestalt, die kleinen fleischigen Hände mit den hübschen Fingernägeln — o, Madamchen Pannemann waren weit mehr als ein Original, wie die Leute sie nannten — denn damit meinen sie immer ein bißchen was Ungehöriges — Madamchen waren ein Ideal, ein Pracht- und Staatsweiblein! Ja, wahrhaftig: Tante Auguste hatte eine himmlische Jugend, eine höllische Ehe und eine fegefeurige Pensionatsvorsteherinnenschaft hinter sich, und nun saß sie als alte Tante mit der kleinen Rente da, ohne Groll, ohne Vorurteile und mit dem besten Humor von der Welt, immer die lachende Thräne im Augenwinkel bereit, wenn Menschenlust und Weh an dem lockeren Gitterthürchen ihres guten Herzens rüttelten.

„Barthel, es kommt was!“ sagte das Madamchen zwischen zwei Schlucken und blinzelte dem Neffen über den Tassenrand schalkhaft zu.

„Ein Hund?“

„Bewahre!“

„Was geht's mich dann an!“

Die heimtückische Tante hörte nicht auf zu lächeln und zu blinzeln. Zu ihrer eignen Beruhigung holte sie den Strickstrumpf hervor und klipperte munter darauf los.

„Soll ich dir was vorlesen, Tante?“

„Wohl dein neuestes Derwischlied? Vier Zeilen und eine Welt voll Inhalt, wie neulich, wo ich kein Wort verstand!“

„Oho, Tantchen! Ich werde meine Schwumben einen 'raufsetzen; wenn ich der ein Gedicht vorlese und es ist gut, dann sagt sie immer: ‚Herr Doktor, der Kuchen muß Sie aber scheene geschmeckt haben.‘ Na, soll ich lesen?“

„Warte noch, Barthel, es kommt was!“ Madamchen klipperte ganz ausbündig nichtsnutzig mit den Nadeln.

Der Doktor fuhr sich mit allen zehn Fingern durch die strohgelbe wüste Mähne und starrte durch seine verbogene goldene Brille die Tante an. „Was kommt?“

„Ach, Barthel — du und d i e!“ Und Madamchen kicherte vor Vergnügen.

„Die?! Was Teufel, Tante, willst du mir ein Weibsbild — vorsetzen?“

„Ich denke, ja. Ein Mädel, Barthel, ein richtiges, tolles Mädel, in das du dich ganz artig verlieben wirst — und wenn sie dumm genug dazu ist, dann — nu — doch ich will nicht zu viel verlangen!“

Karsten erhob ein Geheul, wie es seine sieben Bedeutenden — so nannte er seine Köterfamilie — sicherlich mit vereinten Kräften nicht schöner hervorgebracht hätten. „Wehe! dreimal wehe mir!“ jammerte er in hanswurstiger Verzweiflung. „Die Schwumben malt den Teufel an die Wand, die Tante Pannemann ladet ihn zum Thee ein. — Barthel, es kommt was! — Hallo, ho! Das wird wohl deine neue Pensionärin sein, die Malerin.“

„Hast du schon von ihr gehört?“

„Jawohl, genug, um zu fliehen und mich im Schoße meiner Familie zu verbergen. Ein emanzipiertes Frauenzimmer! O Tante, wie kennst du mich schlecht!“

„Emanzipiertes Frauenzimmer! Du Tropf von einem Philosophen! Das Frauenzimmer, dem ich dich vorzusetzen wage, in der Hoffnung, du könntest ihm gefallen, das muß doch, bei Gott, emanzipiert sein bis zur Mondsucht. Was? Diogenes!“

Da pochte es an die Thür.

„Barthel, jetzt kommt's!“ flüsterte Madamchen, und dann rief sie: „Herein!“

„Ach du gerechter Strohsack!" seufzte Karsten, zog die Kniee an sich und duckte den Kopf herab, um in seinem Lehnstuhl der Eintretenden verborgen zu bleiben.

Und da kam's! Und einen frischen Hauch schneidig-würziger Herbstabendluft brachte es mit ins warme Tantenstübchen herein. Fest und doch federnd trat es auf und ging mit hübsch großen Schritten frei und vornehm einher.

„Schön guten Abend, Fräulein Ike!" rief das Madamchen vergnügt. „Kommen Sie endlich? Wo haben Sie denn gesteckt, Mädchen?"

„Ich bin spazieren gelaufen, ganz allein. Ach, war das famos — das Schwarz, Blaugrün, Weiß, Gelb, alle die Braune und Rote bunt durcheinander in diesem einzigen Herbstkuddelmuddel, wo der Herrgott seinen Farbenkasten von der Sommerkampagne zusammenpackt und alle seine Resterchen zuguterletzt über dem lieben Wald ausquetscht!"

„Das ist recht. Sie haben gut aufgeschaut! Aber so ganz allein, bis abends spät im Park — Sie, das nennt man hier unmoralisch!"

„Ach was! Kann ich's ändern, wenn die verflixten Weibsen hierzulande keine Beine zum Laufen und keine Lungen zum Losschreien haben, wenn's gar zu schön ist?"

„Sie, Ike, da ist noch wer." Und Madamchen deutete leise kichernd mit der eben aus einer Reihe gezogenen Stricknadel nach dem Lehnstuhl hin, dessen Besitzer Ike, während sie in der Ecke Jacke und Hut ablegte, noch gar nicht bemerkt hatte.

„Das da!?" sagte Ike, mit dem Ausdruck kindlichen Staunens den immer noch auf dem Sitze hockenden blonden Diogenes anstarrend.

„Ja, das da — das ist der Versprochene," sagte Madamchen äußerst belustigt. Und der Doktor guckte sehr schief durch

die Brille, zog den Mund der Quer und bot in kläglichem Tone der jungen Dame einen guten Abend.

Da brach Ike in ein ganz ungezogenes, lautes Gelächter aus, und Madamchen konnte dem Beispiel nicht widerstehen. Was blieb dem Philosophen übrig, als ebenfalls aus vollem Halse mitzuthun?

„Mein Neffe, Doktor Barthel Karsten, Weltweiser und Poet dazu — das Fräulein Ike Groot, Malerin“ — stellte die Tante keuchend vor, und dabei kribbelten ihr die Lachtropfen dicht gedrängt wie Ameisen über die alten Backen. „Haben Sie ihn sich so gedacht, Ike?“

„Nein, so arg doch nicht ganz!“

Darüber hob das Gelächter von neuem an. Und dem struppigen Diogenes, der doch eigentlich die Kosten des Vergnügens trug, dem hüpfte erst recht das Herz im Leibe, wie das Prachtmädel so mit zwei Dutzend weißen Zähnen lachen konnte; und die schwarzen Augen dazu, die so appetitlich in dem vollen, runden Gesichte steckten, wie die Rosinen im Weihnachtsschüttgen!

Und wie ging's dem Fräulein mit dem Doktor? O jemine, ein so unglaubliches Gebilde war ihm freilich noch nicht vorgekommen. Das glatte, farb- und bartlose Gesicht, dem kein Mensch innerhalb der Grenzen von zwanzig und vierzig ein bestimmtes Alter ansehen konnte, der bewegliche, ewig grimassierende Mund mit den schmalen Lippen, die hellblauen Äugelchen mit den undeutlichen Brauen darüber, das strohblonde, weiche Haargewirr, die schmächtige, kurze Gestalt, die kleinen Damenhändchen und die lotterige Kleidung! Es war über alle Begriffe wunderlich.

„Sie möchte ich malen, Doktor,“ sagte Ike, nachdem sich endlich das Gelächter beruhigt hatte.

„Als Vogelscheuche auf den Hausaltar eines Mädchenpensionats?“

„Nein, als Diogenes im Frack oder lieber im Pelz — das wird Ihnen besser stehen. Diogenes im Pelz! Das würde sich nett in einem Ausstellungskatalog ausnehmen, nicht wahr?“

„Haha! Wissen Sie auch, mein Fräulein, daß ich nicht so viel für die ganze Weiberklexerei gebe?“ rief das blonde Greuel und sprang auf die Füße.

„Sie sollen ja mein Machwerk auch gar nicht schätzen, sondern sich nur hinsetzen und sich menschlich betragen,“ versetzte Ike ganz energisch.

„Pfui! So schlecht betrage ich mich selten! Mein Fräulein, ich genieße den bildenden Umgang der sieben Bedeutenden!“

„Das sind seine Köter,“ erklärte die Tante und setzte gleich darauf hinzu: „Weißt du, Barthel, du kannst ihr ja beim Sitzen deine Gedichte vorlesen, und Mohnkuchen werde ich stiften!“

„Dann werd' ich wohl dran glauben müssen,“ seufzte Diogenes.

„Na, wissen Sie,“ platzte die unverbesserliche Ike heraus, „Ihre Gedichte müssen gut sein! Dichten Sie so, wie Sie aussehen?“

„Heraus mit Eurem Flederwisch!“ citierte das lachende Madamchen und gab dem Neffen einen kleinen Rippenstoß. „Er hat immer was Frisches bei sich,“ erläuterte sie für das Fräulein Groot.

„Bitten Sie darum, Fräulein?“ fragte Diogenes, die Hand bereits nach seiner Brusttasche gezückt.

„Ja, ich bitte.“

„Ihr habt's gewollt. So hört denn die Geschichte.“ Und er ließ sich wieder in den Lehnstuhl fallen, zog ein Blatt Papier aus der Tasche und las auf gut weimarisch, mit grausamer Verweichlichung aller Lippen-, Zahn- und Gaumenlaute folgendes Gedicht:

Der Kaktus und die Schöne.

Vor einem Haus im heil'gen Land
Ein Kaktus voll in Blüte stand,
Und in der Thür im Feierkleid
Lehnt' eine junge Judenmaid.

Dieweil es Passahanfang war,
Zog eine feine Judenschar
Des Wegs zu Esel oder Fuß —
Ein jeder bot der Schönen Gruß. —

Ein alter Derwisch nur blieb stehn,
Sich Maid und Kaktus zu besehn,
Und bot zuletzt nach Derwischbrauch
Demüt'gen Gruß — dem Stachelstrauch!

Dann an die Nase lang und krumm
Legt' er den dürren Finger stumm
Und schrieb alsbald mit flücht'ger Hand
Arabisch etwas in den Sand.

Drauf trollt der Derwisch sacht sich weg
Die Schöne aber rennt voll Schreck
Zum nächsten Schriftgelehrten hin,
Zu forschen nach des Spruches Sinn.

Der Bücher Buch, den Alkoran,
Nimmt untern Arm der weise Mann
Und trabt mit seinem Schüler fort
Der Maid nach zum verhexten Ort.

Der Meister liest und lächelt fein —
Muß ein vertracktes Sprüchlein sein!
„Ei, ei, der Derwisch war ein Wicht;
Hört an, was diese Sandschrift spricht:

,O Judenkind, wie schön bist du
Vom Schopfe bis zum roten Schuh!
Vollsaftig wie der Kaktusstrauch,
Wie seine Blüten duftig auch!

Die Augen schießen Blitz auf Blitz —
Wie Kaktusstacheln lang und spitz!
Und drunter glüht ein Lippenpaar —
Wie Kaktuskelche ganz und gar!

Schwarzäuglein, allerschönste Maid,
So grüßet dich Ali ben Said:
Ich lasse dich, so schön du bist —
Weil ein Kamel nur Kaktus frißt!"

„Nun?" rief der Doktor, nachdem er lange genug vergeblich auf eine Meinungsäußerung gewartet hatte.

Madamchen stocherte sich etwas verlegen mit der Stricknadel unter der Tüllhaube und sagte: „Strohgrob war's jedenfalls; aber ich glaube, ich habe noch gar nicht einmal verstanden, wie grob."

„Und Sie, Fräulein?"

„Warten Sie, einen Augenblick. Ich bin noch nicht fertig."

Die Tante strickte weiter, listig zu Ike hinüberblinzelnd, und der Doktor lehnte sich im Sessel zurück, wartete voll Spannung und ließ mittlerweile seine hellen Augen auf fetter Weide spazieren. Abzurupfen wagte er kein Gedankenhälmchen von diesem sanft schwellenden Wiesenteppich jungfräulichen Reizes! Ob sie ihn verstehen würde, gerade sie, auf die — o weh! — das Kaktusgleichnis gar nicht passen wollte? Fast hätte er seine ganze Tonnenweisheit zum Kuckuck gewünscht. — Aber jetzt leuchteten die zwei Dutzend Zähne wieder hinter den vollen Lippen auf — hört, hört! Ike ist fertig!

„Ich denke mir, Sie haben sagen wollen: daß ein Weiser und Poet uns Weiber nur als ein Sinnbild verehren und besingen soll — wie der Derwisch dem blühenden Kaktus statt der Schönen seinen Gruß bietet — aber sich hüten mag, sich unsereine in Wirklichkeit — einzuverleiben, weil die rote Blüte

beim Verspeisen abfällt und der stachlige Kaktus zurückbleibt, den nur der Kamelsmagen des Geistpöbels verdauen könnte."

„Sie hat's verstanden, Tante, sie hat's verstanden!" Unter einem närrischen Jubelschrei verbarg Diogenes seine Empfindungen, ein Gemisch von Freude und Beschämung.

„Barthel, ich gratuliere dir," warf die Tante ein. „Jetzt hast du ein Staatspublikum: die Schwumben und das Frölen Ike! Jetzt kann ich mir mal was zu gute thun, wie die alten Weiblein in der Predigt, und bei deinen Gedichten schlafen und mit dem Kopfe wackeln, weil ich deine Weltweisheit doch nicht verstehe. Du Erzgrobian du!"

„Wenn's noch bloß grob wäre!" versetzte Ike dann ernsthaft.

„Nu, was ist's denn noch?" fragte Diogenes.

„Unmoralisch ist's."

„Unmoralisch!? Hopsa!"

„Ja, Herr Dichter; Sie verfolgen ganz offenbar den Zweck, junge Mannspersonen vom Heiraten abzuschrecken — und das nenne ich im höchsten Grade unmoralisch!"

„Hurra, da haben wir den Salat! Wenn der Teufel Frau Evas älteste Tochter geheiratet hätte, wäre er ein anständiger Mensch geworden und ich wäre um meine ganze Philosophie gepritscht, nicht wahr?"

„Jawohl, das ist ganz meine Ansicht. Sehen Sie, Frau Pannemann, wir verstehen uns gut."

Madamchen hatte das bereits selbst bemerkt und über dies hübsche, schummrige Gedankenwinkelchen schon die Spinnfäden ihrer Tantenpläne zu ziehen begonnen.

„Sie betrachten also den heiligen Ehestand als eine Besserungsanstalt, als wohlthätiges Polizeigewahrsam für uns nichtsnutzige Mannsen?" rief Diogenes mit ironischem Lächeln.

„Gewiß," versetzte Ike. „Besonders aber für ungekämmte Dichter und Philosophen."

„Weh mir, ich bin erkannt! Aber Ihnen hätte ich doch ein wenig mehr Originalität zugetraut, meine Gnädigste.“

„Warum soll ich meine Originalität auf Kosten der gesunden Vernunft und der moralischen Notwendigkeit suchen?“ gab die schlagfertige junge Dame zurück.

„Soll das vielleicht auf mich gehen?“

„Auf Sie? was gehen Sie mich denn an? Ich betrachte Sie ja überhaupt bloß vom malerischen Standpunkt aus!“

„Danke. Und da ich so unhöflich war, Sie unter das Geschlecht der Kakteen zu versetzen, so wollen Sie auch Ihre Stachelseite recht ordentlich nach außen kehren, Grausame Sie! Aber ich habe eine schrecklich dicke Haut!“

„Ach, sagen Sie das doch nicht, Herr Dichter.“ Dabei blickte Ike schalkhaft auf ihre Schuhspitzen.

„Warum nicht? Meinen Sie etwa, Sie hätten mich schon gestochen?“

„Wenn ich Sie nicht stechen kann, obwohl Sie den Mund so voll von mir nehmen, dann wären Sie ja selbst ein . . . so ein Tierchen!“

„Ein Kamel bin ich, ein Kamel! Hörst du's, Tante?“ Und der Doktor lief in drolliger Entrüstung dreimal um den Tisch herum. Innerlich aber war er ganz unbändig vergnügt, daß sie ihn ein Kamel genannt hatte.

„Ja, ja! Schreie nur nicht so — ich glaub's ja!“ lachte die Tante.

„Sie glaubt's ja — sie hält mich auch für ein Kamel!“ jammerte Karsten. „Und das haben Sie zu verantworten, Fräulein! Mein Höcker komme über Ihr Haupt — als Haube, wenn Sie wollen! O Tante, arme, irregeleitete Tante, hier kann meines Bleibens nimmer sein. Ich rette mich zu meinen sieben Bedeutenden — unter die Viecher gehöre ich ja doch!“ Und damit rannte er zum Zimmer hinaus.

Das Gelächter der beiden Damen, welches seine Abschiedsrede begleitet hatte, verstummte sofort, als sie draußen die Korridorthür schließen hörten.

„War er eigentlich böse?“ fragte Ike.

„O ja — weil er sich mit seiner Philosophie auf den Sand gesetzt sah,“ gab die Tante zur Antwort und schaute ihrer jungen Pensionärin mit glücklichen Augen ins Gesicht.

Das Fräulein errötete leicht und blickte zur Seite. „Wenn Sie ihn nur genau genug kennen. Männer sind ja so schrecklich eitel. Für derlei Stiche haben sie alle ein feines Fell.“

„Aber Sie haben ihm ja eine Schmeichelei gesagt. Er wirft doch das ganze liebe Vieh dem Menschen als Muster vor.“

„Na, na, na!“ Ike schüttelte lächelnd den Kopf mit dem glatt aufgebürsteten dunkeln Haar.

„Nein, Fräulein,“ meinte Madamchen eifrig. „Kokettieren und Mätzchen machen thut mein Barthel nicht. Er war von Kind auf ein verschrobenes Kerlchen und in keine allgemeine Stempelform für Kurantmünze hineinzuzwängen. Ein Klümpchen war er immer, aber ich denke doch ein Klümpchen von was Gutem — ich will ja nicht sagen Gold. Echt ist er, verzweifelt echt für diese Talmigesellschaft, in der man ja doch einmal sein Fortkommen suchen muß.“

Ike hörte immer mit demselben Rot auf den vollen Wangen und demselben Lächeln um den frischen Mund zu. Sie schwieg eine Weile und legte sinnend die Füße übereinander, sich im Stuhl zurücklehnend. Dann drohte sie schelmisch mit dem Finger und sagte: „O, Sie böses Madamchen, warum wollen Sie ihn mir denn für Gold aufschwatzen?“

Madamchen wurde ganz verwirrt. „Ich — Ihnen aufschwatzen? Aber ich sage ja eben — ach! Sie sind mir auch eine! — Wie gefällt er Ihnen denn nun eigentlich, mein edler Diogenes?“

Das Fräulein Groot streckte die Füße noch weiter von sich und schlug auch die Arme ineinander. Dann dachte sie nach — und ihre schwarzen, großen Augen glichen versteckten, nächtigen Seen, über welche die Spiegelbilder eines Feuerwerks hinhuschen, das man hinter dem Waldrande abbrennt. Die Raketen, welche ihr kluges Hirn aufschwirren ließ, warfen ihre Leuchtkugeln weit hinaus, und in den dunkeln Augenseen sah man ihre glänzenden Bahnen sich widerspiegeln. Und dann sprach sie.

„Wissen Sie, liebe Frau Pannemann, ich komme mir vor, wie so ein Altertumsgräber, der eifriger und aufgeregter als ein Goldsucher in der schmutzigen Erde wühlt — der nach Steinbildern, ich nach Mannsbildern. Wir sind ja unter uns Weibern, da kann ich's ja sagen: eine alte Jungfer mag ich nicht werden und für den ersten Mäßigsten bin ich mir nicht dumm genug. Unsereins muß in die Falle gehen; draußen laufen wir uns nur außer Atem und werden doch nicht warm dabei. Aber wenn man das Unglück hat, eine Waise zu sein, wie ich, und den Vorzug, wohlhabend zu sein, wie ich auch, dann wird einem die Mannssuche recht besonders schwer gemacht, denn das Geld mögen sie alle haben, aber . . . ach, das sind ja Gemeinplätze! Da pinselte ich mir denn mit meinem Mutterwitz und mit meiner dreiundzwanzigjährigen Lebensweisheit so eine Mustermannsperson in Gedanken zurecht, und wie ich das auch anstelle, immer bleibt mir die Hauptsache, daß der Unglücksmensch so beschaffen sein müßte, daß er ohne mich durchaus nicht fertig wird. Ich müßte ihm so nötig sein wie 's liebe Brot, wenn er mit mir zufrieden und ich mit ihm glücklich werden sollte. Zum Spielzeug bin ich zu gefährlich; wenn ich an einen käme, der mir mit seiner Liebe eine Gefälligkeit erweisen und mich mit Bonbons füttern wollte, da würde ich losgehen und alles in die Luft sprengen. Ich weiß ganz gut, wozu ich ein Frauenzimmer bin: wenn ich nicht einen, der furchtbaren Hunger

hat, mit mir ganz satt machen kann, dann werde ich kreuzunglücklich."

Madamchen hatte ihr Strickzeug fallen lassen und die Hände fromm im Schoße gefaltet, wie wenn sie der erbaulichsten Predigt lausche. „Ike, ich muß Sie duzen!" sagte sie ganz leise und machte sich mit ihrem Schürzenzipfel an den alten Augen zu thun.

Da stand das Fräulein auf und gab dem Madamchen einen Kuß. Und dann kniete es nieder, zog Madamchens Hände von den Augen und fuhr, sie festhaltend, fort zu reden:

„Jetzt wollen wir weiter buddeln. Also ich wühle in weimarischer Erde nach klassischen Schätzen und finde da heute — Ihren Barthel Diogenes. Eine Statue! die erste, die ich entdeckte, denn das andre waren nur Zaunpfähle! Na, da ist die Freude natürlich groß."

„Wirklich?"

„Ja; aber wie sieht das Ding aus! Eine Kruste so hart wie Hummerschalen drum herum, daß man gar noch nicht weiß, ob das Ungeheuer eine Nase hat . . ."

„Aber einen Kopf hat's; das hast du schon gesehen, nicht wahr, Liebe?"

„Einen gräßlich harten Marmelschädel, ja! Aber wenn das Ding ordentlich gereinigt würde, dann . . . dann kann's am Ende ganz hübch häßlich sein."

„Hübch häßlich! Haha! aber wer weiß, was nicht noch alles inwendig zum Vorschein kommt," sagte Madamchen und streichelte den dunkeln, glatten Mädchenkopf.

„Wie soll ich das erfahren, das Ungetüm ist ja von Stein." Dabei versteckte Ike ihr Haupt im Schoß der Alten.

„Du, Ike, da sag' ich wie du vorhin: na, na, na!"

Das Fräulein schaute auf und dem Madamchen dreist in die Augen. „Meinen Sie wirklich, daß der Mensch imstande wäre, mich zu — heiraten?"

„Nein, Ike. Aber du mußt ihn heiraten! Gefallen läßt er sich alles. Das hat er von seinen sieben Bedeutenden gelernt.“

Während so die beiden liebenswürdigen Nornen — schade, daß die Witwe Schwumbe nicht als dritte dabei saß! — dem Barthold Karsten das Schicksalsseil drehten, um es ihm als Ehegalgenstrick um den Hals zu werfen, rannte dieser selbst in den herrlichen Park hinein, so flüchtig, wie wenn eine ganze Garnitur Liebesgötterchen hoch zu Kamel hinter ihm herjagte. Nach wenigen Hundert Schritten war dem guten Doktor bereits so heiß geworden, daß er sich den Überrock aufknöpfte und den Schlapphut in die Hand nahm.

Die kühle, feuchte Nachtluft betaute seinen glühenden Scheitel und der Herbstwind wehte die silbernen Mondlichtwellen über seinen blonden Haarwust. Aber er merkte nichts von dieser himmlischen Kopfwäsche, sondern fluchte und wetterte innerlich gegen sich selbst, gegen seine ausgemachte Kamelhaftigkeit.

„Kohl, Kohl, Kohl!“ brummte er vor sich hin. „Weibergeträtsch und Gethu und Getandel! Wie sich die Schlangen winden und mit den Gabelzungen einem um die langen Ohren zischeln! Wachs hineingestopft, alter Derwisch, und — na ja, dem Kaktus kann man ja seine unterthänigste Reverenz erweisen, aber das Mädel laß im Thore stehen. Am Ende geht's doch hinein und kocht das Passahlamm für seinesgleichen gar.“

Er versuchte vergebens, seine Gedanken auf den Gegenstand seines gegenwärtigen Studiums zu lenken. Alles, was das merkwürdige Fräulein gesagt hatte, klang ihm Satz für Satz im Ohr, die Blätter unter seinen Füßen raschelten, die Wipfel säuselten, die Ilm da unten rauschte, und die Vögel im Nest träumten es und piepten im Schlafe Bröckchen davon. Er stand vor der künstlichen Burgruine, dem Tempelherrenhaus gegenüber — und

da war ihm, als sähe er das Fräulein Ike mit seinen festen, stolzen Schritten schwindelfrei auf der verfallenen Mauer wandeln. Wenn er den Namen gerufen hätte, wäre es vielleicht herunter und in seine Arme gefallen. Aber nein, das wäre doch äußerst peinlich gewesen, denn er hatte durchaus keine Ahnung, was man mit einem netten Mädchen anfangen muß, das einem zufällig oder aus Mondsucht in die Arme fällt.

Und dann ging ein Rauschen durch die Baumeshäupter, auf deren dunkeln Scheiteln das Mondlicht Silberstreifen gezogen hatte, zum Zeichen, daß sie alt würden und die lieblichen Thorheiten der grünen Jugend nun bald aufgeben müßten. Von der Wiese im Thal wallten Nebel auf, und das ganze geheimnisvolle Nachtorchester ließ seine schaurige Tonwelle hoch aufschwellen und dann wieder langsam zum zartesten Flüsterlaut herabsinken. Es ist, als wenn die liebreiche Nacht so die Wallungen tiefster Empfindung in der ahnungsvoll aufhorchenden Menschenseele begleite. Denn zur selben Zeit drückte Barthold Karsten die Hand aufs Herz und fragte sich: Wenn das die Liebe wäre?

Eine lange Zeit stand der arme Diogenes festgewurzelt auf derselben Stelle und starrte durch die goldene Brille zum Himmel hinauf, und in seiner Seele regte es sich — und reimte sich und schickte sich an, ein Liebeslied zu werden, ein richtiges, menschlich-dummes Liebeslied, gar nichts hundemäßig Bedeutendes oder stachlig Derwischiges!

Aber da zogen finstere Wolken herauf, der Mond, der nächtliche Himmelsphylax, kroch in seine Hundehütte, der Wind wehte rauher — und Barthel fror. „Sapperment!“ fluchte er und stülpte sich wütend seinen alten Filz auf und knöpfte seinen Überrock zu. Ein großer Tropfen pitschte ihm auf seine Philosophennase und dann kamen ihrer mehr, und dann war's auf einmal ein Platzregen tollster Art geworden, und der leichtfüßige

Diogenes sprang wie ein Windspiel seiner Behausung zu durch den lechzend aufrauschenden Park und dann durch die ausgestorbenen Straßen der Residenz.

Er hatte den Hausschlüssel vergessen; aber das kam so häufig vor, daß er sich mehr gewundert hätte, wenn er zur Hand gewesen wäre. Der Regen hatte fast aufgehört und der Doktor wandte sich gleichmütig in die Seitengasse, wo ein Thorweg den Hof seines Grundstückes abschloß. Er war schon unzähligemal in gleicher Verlegenheit gewesen und über dies Thor geklettert, um dann durch ein meist unverschlossenes Hinterpförtchen ins Haus zu gelangen. Er stieg auf einen der Prellsteine, erfaßte den Balken, der über den Thorflügeln hinlief, und zog sich hinauf. Aber es wurde ihm dies Turnerstückchen heute schwerer als sonst, weil der Balken so naß und seine Glieder von der Kälte und dem raschen Lauf im Regen wie gelähmt waren. Endlich hatte er sich bis zur Brusthöhe emporgearbeitet und hob mit großer Anstrengung das linke Bein über den Balken. Holla! was war das? Ein nasser, unbiegsamer Gegenstand hatte sich hoch in sein Hosenbein hinaufgeschoben und machte ihn durch seine niederträchtige Anwesenheit unfähig, sich seines Kniegelenks zu bedienen. Wetter! war das kalt! Eine Eisenstange oder so etwas. Er konnte sich's nicht erklären. Es war ihm in seiner unglücklichen Zwangslage auch ganz unmöglich, das rechte Bein nachzuziehen und dadurch wieder Herr seiner Bewegungen zu werden. Mit steif nach hinten gestrecktem linken Bein und hilflos vorwärts gebeugtem Oberkörper ritt der arme Diogenes auf seines Thores nasser Zinne und wußte sich keinen Rat.

Ach, Gott sei Dank! da war ja Musje Karo. Das gute Tier freute sich so sehr, seinen lieben Herrn wiederzusehen, wenn er auch vorläufig noch unerreichbar über ihm schwebte, wie ein Wurstzipfel, den man bei der Dressur als Belohnung vorläufig in Aussicht stellt. Karo kam aus seiner Hütte, welche

dicht am Thore stand, so weit heraus, als es ihm die Kette erlaubte, und sprang fröhlich wedelnd hin und her. Der Mond trat jetzt wieder hell hervor, und Musje Karo hätte seinen Gebieter erkennen müssen, auch wenn er ihn nicht gewittert hätte.

„Karo, mein Hündchen, so belle doch!“ sagte der Doktor in kläglichem Ton.

O nein, wie würde denn das wohlerzogene Pudeltier so etwas thun? Es wußte besser, was sich für einen „bedeutenden Herrn Hund“ schickt. Er wedelte äußerst fidel und ließ nur diskrete Knauztönchen vernehmen.

„Ach, guter Karo, bitte, belle doch nur, daß die Schwumben aufwacht und mich erlöst.“

Die abscheuliche Kette! Musje Karo wäre so gern an dem Thor in die Höhe gesprungen mit seinen possierlichen Schlängelsätzen. Nun hinderte ihn diese vertrackte Fessel, auf den liebenswürdigen Scherz seines Freundes einzugehen. Er setzte sich, leise aufwinselnd, auf die Erde und machte ein wehmütiges Gesicht.

„Karo, du Unvieh, du lächelst ja — ich seh's ja ganz deutlich! Du undankbare Kreatur, du Mensch du! Läßt mich hier zwischen Himmel und Erde zappeln und — lächelst!“ Wütend riß Barthel Karsten den Hut vom Kopfe und warf ihn dem Hunde ins falsche Antlitz.

Und Karo, der kluge, gute Musje Karo, apportierte und stellte sich, den Filz zwischen den freundlich gefletschten Zähnen, tänzelnd auf die Hinterbeine, so gut das mit der schleppenden Kette anging.

Potztausend! Das verwünschte Ding im linken Hosenbein erkältete den Unglücksdoktor bis auf das Mark in den Knochen. Ihm deuchte, sein armes Bein müsse schon an die eiserne Schiene angefroren sein.

„Karo, Bestie, willst du jetzt bellen oder nicht?“ rief der zitternde Dachreiter, kaum mehr fähig, sich im Sattel zu halten.

Nein, er bellte nicht — er that es nicht! Dahin hatte die weise menschliche Dressur diesen „Bedeutenden“ gebracht, daß er seine natürlichen Instinkte verleugnete und seinen verehrten Herrn hochachtungsvollst und ergebenst lieber umkommen ließ, ehe er seiner guten Erziehung so arg vergessen hätte.

Endlich, in seiner äußersten Not, fiel dem verregneten Philosophen ein glücklicher Gedanke bei. Er bellte nämlich selbst aus Leibeskräften und so echt wie irgend möglich — und siehe da, auf diesen schlechten Witz fiel der hochgebildete Musje Karo hinein! Der Hut ward achtlos in den Schmutz getreten, denn jetzt ging es Hund gegen Hund! Baubau! wauwau! hauhau! hau! wau! Ein grimmig-greuliches Zwiegebell, das schaurig in der stillen Gasse widerhallte. Aber auch so ein unverschämter, gemeiner Schlingel von einem Köter da hinter dem Thore, der sich erdreistete, seinen Herrn dermaßen anzukläffen! Karos bedeutende Seele empörte sich immer mehr und seine Lungen leisteten dementsprechend Großartiges.

Und Barthel Karsten bellte weiter, unbekümmert darum, ob jetzt der Nachtwächter oder andre Leute herbeieilen, ihn in seiner lächerlichen und verdächtigen Lage finden und zum Gespötte ganz Weimars machen würden. Doch glücklicherweise kam es dazu nicht, denn die brave Witwe Schwumbe war durch den Höllenlärm gleich aufgestört worden und steckte jetzt vorsichtig ihr würdiges Haupt zum Fenster ihrer Hinterstube zu ebener Erde heraus.

„Ich bin's, Schwumben!“ rief der schier verendende Doktor. „Ums Himmelswillen, kommen Sie schnell mit einer Leiter und helfen Sie mir 'runter. Ich kann nicht mehr!“

O die Zeit, bis die hilfreiche Witwe mit dem Leiterchen

erschien, war so entsetzlich lang, zwei ganze Minuten — und die Folterqual da oben war nicht mehr zu ertragen.

Endlich, endlich!

„Herr Dokter, Herr Dokter! Na, ich sage ja, so was können Sie auch bloß ganz alleine anstellen! Nee, nee, nee! Muß ich 'n nachts vom Thore 'runter holen! — Entschuldigen Se, ich muß Sie de Hose e bißchen 'nufkrämpele — so, nu ziehen Se mal das Beinichen hoch!“

Also schwatzte die gute Frau, während sie das starke eiserne Band, welches sich von dem linken Thorflügel losgelöst und durch seine Stellung das Mißgeschick des Philosophen veranlaßt hatte, aus dem Hosenbein herausschälte und ihrem zitternden Gebieter vorsichtig herunterhalf.

„Schwumben, bringen Sie mich ins Bett. Ich komme nicht die Treppe 'nauf,“ stöhnte der Unglückliche und hing sich an den Arm der Witwe, neben deren erhabener Länge er wie ein rechter Zwerg erschien. Unablässig gutmütig scheltend brachte sie ihn mit Anstrengung die steile, enge Treppe hinauf. In seinem Schlafzimmer angelangt, brach er vollständig zusammen, und sie mußte ihn auf sein Bett tragen, ausziehen und unter das Deckbett stecken. Sie hatte ja Übung darin — von ihrem Manne her!

Da lag der arme Diogenes, käsebleich, rasch atmend — und das böse Fieber lag wie ein Raubmörder, muckstill unter dem Bett und wartete nur darauf, daß sich die Witwe Schwumbe entfernen sollte, um sich auf sein hilfloses Opfer zu stürzen!

Die goldene Brille, Kragen und Schlips hatte Barthel noch auf und um. Die Witwe wollte ihm die erstere von der Nase ziehen, als er mit den feinen, kalten Fingern ihre knochigen Handgelenke umspannte und, sie matt anlächelnd, mit wunderlich innigem Tone sprach:

„So mag die Nacht es wissen,
Ihr Sterne, richtet mich!
Es hat mich hingerissen:
Weib! Weib! Ich liebe dich!“

Die ehrliche Witib zog ganz entsetzt ihre Hände zurück und schüttelte heftig den Kopf: „Nee, nee, Herr Dokter, ich gönne jedem sei' Späßchen, aber so was! Nee, das nehmen Se mer nich ibel; ich bin Sie ene anständige Witfrau und mir kann keins was nachsagen. Wünsche wohl zu schlafen, Herr Dokter!“

Und damit ergriff die gute Schwumben ihre Laterne und trollte sich eiligst aus dem Zimmer hinaus. Aber sie horchte doch noch einmal scharf auf, ehe sie die Thür ins Schloß drückte und hörte den lockeren Zeisig von einem Philosophen immer noch leise vor sich hinflüstern:

„Es hat mich hingerissen:
Weib! Weib! Ich liebe dich!“

Seufzend stieg die Schwumben die Treppe hinunter. „Ach Gott ja, was so die gelehrten Herren sind, die kommen doch nie zu Verstande: Wenn unsereins nicht das Herz auf dem rechten Flecke hätte! So e närrscher Kerl wär' im stande . . .“

Die Schwumben errötete bei dem schmeichelnden Gedanken. Aber ihren gesunden Schlaf störte er ihr nicht.

Am nächsten Vormittag um elf Uhr wurde durch einen Knaben ein Zettel bei Frau Pannemann abgegeben, welcher in großen, unbehilflichen Zügen folgende Worte enthielt:

„Geährde Frau Bannemann!

Indem ich mich nich bei Sie bemihn kann, sondern mich nich vom Bette rihren darf, schreibe ich Sie weil nämlich Herr Dokder Irre räden und sehre Krank sin. Gucken toch sehr geährde Frau mal bei Uns nein.

Bertha Schwumbe, Witwe.“

Madamchen war aufs höchste erschrocken und zunächst ganz ratlos. Die alte, böse Gicht setzte ihr seit dem frühesten Morgen dieses Tages wieder arg zu, und sie vermochte kaum ein paar Schritte in ihrem Zimmer zu thun; an ein Ausgehen war gar nicht zu denken. Und nun lag der arme Diogenes hilflos, verlassen in seiner Tonne, schwer krank vielleicht und einzig den rauhen Händen der Witwe Schwumbe anvertraut, die doch auch nicht Tag und Nacht um ihn sein oder gar bei ihm wachen konnte; denn sie hatte ihre Wäschekunden, welche sie nicht vernachlässigen durfte, und . . . nein, es mußte etwas geschehen: Barthold mußte den besten Arzt, die beste Pflege haben. Krank, vielleicht sterbenskrank, jetzt eben, da er zum beneidenswerten Opfer lieblichster Hinterlist ausersehen worden, da ihm die warme Liebessonne tüchtig auf den Philosophenschädel brennen wollte, um all das garstige Raupenzeug, das sich darinnen dickgefüttert und behaglich verpuppt hatte, als buntbeschwingte Taumelfalter herauszutreiben! In ihrer Ratlosigkeit schickte Madamchen ihre Magd in das nahe Atelier des Fräuleins Groot und ließ es bitten, gleich zu ihr zu kommen.

Ike kam, und als sie alles vernommen hatte, erhob sie sich — bleichen Angesichts, mit traurigen Augen — und sagte: „Natürlich gehe ich hin und sehe zum Rechten."

„Natürlich, ja — wenn du ihn liebst; aber möglich? Bedenke nur, in unserm braven Städtchen!" Madamchen schüttelte den Kopf.

„Ich bin also ein für allemal ein unmoralisches Mädchen, nicht wahr?"

„Ach was, Unsinn!" sagte Madamchen. „Aber was willst du denn zum Beispiel der alten Schwumben sagen, wenn sie dich fragt, wie du dazu kommst, ihn pflegen zu wollen? Er weiß ja noch nicht einmal, daß er dich heiraten muß, der arme Barthel."

„Nun, ich kann mich doch wenigstens erkundigen,“ versetzte Ike nachdenklich. „In Ihrem Auftrag, Frau Pannemann. Vielleicht ist es nicht so schlimm.“

„Geh' nur, liebes Kind, thu', was du kannst und mach' es so gut, wie du willst.“ —

Und das Fräulein Groot schritt tapfer aus und hielt zur eigenen Auferbauung innerlich eine kleine Rede: Ike, sei nicht dumm, sei gut! Karstens Hausthür stand offen. Sie betrat znm erstenmal das Haus, welches sie sich lustig zu erobern vorgenommen hatte. Daß der Feldzug so traurig anfangen mußte! Sie klopfte an verschiedene Thüren des Erdgeschosses. Nirgends wurde ihr Antwort. Vom Hofe her aber schallte lautes Bellen. Vielleicht fand sie einen Menschen dort. Sie öffnete die Hinterthür.

Die ganze entfesselte Horde der Bedeutenden sprang ihr mit wütendem Gekläff entgegen. Musje Karo, allen voran, senkte den Kopf, knurrte grimmig und schnappte nach ihrem Kleide. Ike fürchtete sich nicht.

„Empfangt ihr mich so?“ murmelte sie und streichelte dem Pudel den Kopf. „Ei, das gute Hündchen!“ sagte sie. „So ist's recht, schnüffle nur, ich rieche ganz ehrlich.“

Und das Tier schien ihrer Ansicht zu sein. Es hörte auf zu knurren, beroch und beguckte sich die Dame von allen Seiten, wedelte heftig mit seinem Buschelschwanz und sprang endlich gar an ihr in die Höhe. Und alsbald folgten die sechs andern seinem Beispiel, ja, der scheue Mynheer van Hondeköter drückte sich sogar eng an ihren Rock und rieb sich den weißen Rücken an ihrem Schienbein. Das Hundevieh merkt immer gleich, wer's gut mit ihm meint. Ike mußte sie alle sieben pätscheln, krauen und ausbündig loben. Und dann liefen sie ihr fröhlich blaffend ins Haus voran und stürmten die Treppe hinauf, oft umschauend, ob sie ihnen auch folge, denn sie hatten die Ab=

sicht, die neue Bekanntschaft ihrem Gebieter zuzuführen, damit der sich auch so nett pätscheln, krauen und ausbündig loben lassen könnte.

Als sie oben ankam, wurde eine Thür rasch aufgerissen und die Witwe Schwumbe stürzte mit einem ganz bitterbösen Gesicht heraus.

„I da soll doch! Wer hat mir die Hunde 'raufgelassen — so eine Zucht!“ rief sie mit gedämpfter Stimme, verstummte jedoch sofort mit höchst erstaunter Miene, als sie das fremde Fräulein dastehen sah.

„Seien Sie nicht böse, Frau Schwumbe, ich habe die Gesellschaft heraufgelassen, ich wußte nicht ...“

„Entschuldigen Se, Freilein,“ unterbrach die Witwe. „Ich muß erst die Bande wieder 'nunter bringen. Es darf kei' Lärm nich sein, der Dokter hat's strenge verboten!“

„Der Arzt war also schon hier?“

„Ja, eben is er fortgegangen.“

„Und was hat er gesagt? Ist's gefährlich?“

„'s könnt' ihm ans Leben gehen, wenn er nich de sorgfältigste Pflege hätt', hat er gesagt. 's wär' e Difus, meint' er — ich denke mir, weil er so lange mit dem linken Beinechen an dem kalten Eisen gehangen hat — in dem Regen heute nacht, wissen Se! Herrjemine, das Hundepack!“ Und sie trieb die jaulenden, winselnden und ungeduldig aufbellenden Köter die Treppe hinunter.

Ike blieb allein vor der Thüre stehen, hinter welcher ihr ausgegrabener Diogenes sich auf seinem Schmerzenslager wand. „Typhus — entsetzlich!“

Sie stand ganz starr und bohrte ihre schwarzen Augen in die Thür. Unten in der Hausflur lärmten die ungebärdigen Hunde, und die alte Schwumben jagte sich mit ihnen herum und schalt auf sie ein. Ike hörte nichts davon. Sie legte ihr

Ohr an die Thür, als wollte sie auf die Schmerzenslaute des Geliebten horchen. Des Geliebten? — Ja, jetzt liebte sie ihn — denn er litt, er bedurfte ihrer! — Noch in der letzten Nacht hatte sie ihr Herz geprüft und gefunden, daß ihre warme Regung zu Gunsten jenes absonderlichen Menschen doch vielleicht nur eine Laune sei, der sie nicht allzu rasch folgen dürfe. Aber nun war mit einem Mal alles anders geworden.

Sie wußte nicht, was sie that; aber sie konnte nicht anders, sie mußte die Thür öffnen und das Zimmer betreten, die Schreibstube des Philosophen. Trotzdem zärtliche Angst all ihre Sinne umgraute, drängte sich ihrem Frauenblicke doch sofort die unglaubliche Unordnung, der ganze stilvolle Wirrwarr des Raumes auf.

Sie lauschte mit verhaltenem Atem. Die Thür zum Nebenzimmer war nur angelehnt; aber sie vernahm keinen Laut von da drin. Ihre Blicke schweiften ratlos umher — und mechanisch bückte sie sich, hob eine Handvoll beschriebener Blätter auf und legte sie ordentlich auf den nächsten Tisch. Dann stand sie wieder eine Weile horchend, that einen Schritt vorwärts — und legte noch eine Handvoll Papiere auf den Tisch. Und darauf ging die Thür auf und die alte Schwumben trat herein.

„Freilein …“ flüsterte sie, den fremden Eindringling mit neugierigem Erstaunen von Kopf zu Füßen musternd.

Ike zuckte zusammen und wandte sich ihr zu. „Ach so,“ sagte sie verwirrt. Und dann legte sie die Hand auf die heftig wallende Brust, suchte sich zu fassen und stammelte: „Frau Pannemann schickt mich her — sie hat die Gicht — kann nicht ausgehen — ich soll mich erkundigen und für ihn — für den Herrn Doktor besorgen, was nötig ist.“

„Ach, mein gutstes Freileinchen,“ versetzte die gute Alte bekümmert, „das Nötigste wär' ene richtige Krankenwärterin.

Ich muß Sie am Tage waschen und nachts — ja, gucken Se, ich bin alt, ich nicke zu oft ein und der Dokter meinte . . ."

Ike unterbrach sie schnell. „Ist er bei Bewußtsein? Hat er Schmerzen? Phantasiert er?"

„Fieber hat er, Freilein! So heiß wie e frisches Plätteisen fühlt sich sei Kopf an. Und im Bette schmeißt er sich hin und her und red't vor sich hin — ich glaub', es sind 'er Värse — immer wie gestern nacht, wo er meine Hand faßte und sprach, es hätt'n hingerissen. ‚Weib, Weib, ich liebe dich!' stöhnt er in einem zu. Ach Gott, ich dachte ja gestern nacht . . . Horchen Se, jetzt fängt er wieder an!"

Und die beiden Frauen traten dicht an die angelehnte Thür und hörten drinnen das Bettgestell krachen und dann vernahmen sie das Stöhnen des Fiebernden. „Ein Kamel — ein Kamel! Haha! Wie sie lacht — das Judenkind! — So mag die Nacht es wissen — was gehn sie mich an? — Hopsa, ich werde verrückt! — Ach! ach! Barthel, es kommt was!" Und dann war's ein Weilchen still, und dann flüsterte die bebende Stimme wie thränenschwer und doch überselig: „Weib! Weib! — Ich liebe dich! O, die schwarzen Augen! — Ich liebe — ich liebe dich!"

Da stürzte unaufhaltsam die heiße Flut aus jenen schwarzen Augen, das starke Mädchen zitterte am ganzen Leibe, riß den Hut vom Kopfe, warf ihn fort, ergriff die dürre Hand der Alten und schluchzte: „Lassen Sie mich hinein zu ihm. Ich bin ja — seine Braut!"

Vor keiner Dame der Residenz zog der gefürchtete Doktor Pieper so tief den Hut, keiner drückte er so warm die Hand, wie dem Fräulein Groot, der jungen, brünetten Malerin aus

Friesland. Eine so aufopfernde Pflegerin war ihm noch nie zuvor begegnet; er mochte sagen, was er wollte, drohen, ja sogar grob werden — sie konnte und wollte sich nicht schonen die langen, bangen drei Wochen hindurch, in welchen Barthold Karsten zwischen Tod und Leben schwebte. Sie schlief nur wenige Stunden am Tage während der ersten, schlimmsten Zeit; des Nachts war sie immer munter, saß im Lehnstuhl neben dem Krankenbette und hatte eine Reisedecke um die Füße gewickelt, denn es mußte in dem Schlafzimmer das Fenster den ganzen Tag offen stehen und nachts wurde es dann empfindlich kühl darin. Fräulein Groot war immer auf dem Posten, keine Verrichtung war ihr zu schwer, kein zimpferliches Bedenken hielt sie ab zu thun, was gethan werden mußte. Manchmal drohte sie fast der Überanstrengung zu erliegen; aber ihr starker Wille richtete sie immer wieder auf — und endlich, endlich konnte der treffliche Arzt ihr die Hand drücken und sagen: „Mein verehrtes Fräulein, Sie haben ihn durchgebracht — ja, Sie ganz allein! Wenn er ausgeschlafen hat, dürfen Sie ihn einmal aufstehen lassen.“ —

Und mit was für Augen hatte Barthel Karsten seine Pflegerin angestarrt, als er zum erstenmal wieder mit klarem Bewußtsein aufblickte! Erst nach mehreren Tagen schien er zu begreifen, wer sie sei. Und dann wagte er kaum mehr, ihre liebreiche Hand zu ergreifen, wenn sie ihm dieselbe über die Decke hinstreckte. Aber wenn sie ihm abgekehrt stand, wenn sie geschäftig im Zimmer herumhantierte, dann fühlte sie, wie seine Augen an ihr hingen, ihr folgten, wohin sie sich wendete. Aber er sprach kein Wort zu ihr, der entsetzliche Mensch, kein Wort von Liebe — nur das Allergleichgültigste! Er sagte „Danke schön!“ wenn sie ihm einen Dienst erwies — und weiter nichts! —

Eines Nachmittags, Diogenes hockte bereits ganz behaglich, wenn auch noch recht schwach, wieder in der Sofaecke, ging das

Fräulein ein wenig spazieren und ließ ihren Pflegling mit der Witwe Schwumbe allein.

„Nu sehen Se's doch, daß Beten hilft, Herr Dokter," begann die Alte. „Alle Nacht, seit vielen Jahren, hab' ich Sie den himmlischen Papa knielings angefleht, daß er Sie e braves Ehweib laß finde, na, — und nune haben Se's!"

„Ich, ein Ehweib!" rief der Doktor mit einem Anflug seines alten cynischen Grinsens. „Nein, Schwumben — da kennt Ihr mich schlecht. Wir bleiben zusammen!"

„J, das hoff' ich auch, Herr Dokter. De junge Frau werd mer doch nich de Dire weisen? Ach, is Sie das e Weibchen! Se sollten se bloß sehen, wenn se de Haare hängen hat — bis in de Kniee! Na, ich brauche Sie's Maul nicht wässrig zu machen! Und wie die reden thut! Kei' so dummes Gegäre und Gemähre wie sonst das junge Weibsvolk — immer bloß was nötig is und immer den Nagel auf 'n Kopp! Ach, und die Pupillechen, die großen, so schwarz wie de Vogelkerschen, die glotzen mich immer im Traume noch an, daß mer's durch und durch geht!"

„Schwumben, thut mir die Liebe und hört auf!" Und der Philosoph steckte sich die Finger in die Ohren und sah sehr grimmig drein.

„Ja freilich, ich soll Se nich aufregen, Herr Dokter! Ich bin ja schon stille. — Aber hab' ich's nich immer gesagt: ich huppe noch auf Ihrer Hochzeit!"

„Auf dem Blocksberg magst du huppen, Hexe, aber nicht auf meiner Hochzeit!"

Doch über diese Grobheit war die Schwumben gar nicht böse, sondern schlurfte vielmehr vergnüglich kichernd aus dem Zimmer.

Schon wollte sie die Thür schließen, als der Doktor sie wieder hereinrief und wie beiläufig fragte: „Was ist denn aus meinen sieben Bedeutenden geworden?"

„Fort sind se, futsch — alle mitsammen!“

„Was? Alle fort? — alle?“

„Ja, verschenkt, verkauft, wie sich's eben machte. Das Freilein meinte, die Hundewirtschaft müßte aufhören! Nach der Hochzeit nähm' se vielleicht den Musje Karo wieder ins Haus — der wär' noch der anständigste.“

„Nach der Hochzeit?!“ murmelte der Philosoph vor sich hin. „Es ist gut. Gehen Sie nur, Schwumben.“

Schwumben, Sie! Und kein Wort hatte er gesagt über die sieben Bedeutenden! „Ach, mei' Dokterchen, du kömmst mer scheene in de Diente!“ brummelte die Schwumben, als sie die Treppe hinunterging. — —

Es wurde zusehends besser mit dem Philosophen. Er konnte nun schon allein aufstehen und sich ankleiden. Da trat eines Morgens Ike zu ihm herein, zum Ausgehen angezogen, ein Reisetäschchen in der Hand.

„Mein lieber Herr Doktor,“ sagte sie und versuchte unbefangen zu lächeln, „jetzt helfen Sie sich gefälligst allein weiter. Tante Pannemann ruft mich nach Hause — ich bin ja auch jetzt hier überflüssig.“

„Fräulein, Sie wollen wirklich gehen?“ rief Diogenes in ehrlichem Schreck. „Warum denn nur?“

„Darum.“

„Ach so! Es schickt sich wohl nicht?“

„Nein, ganz und gar nicht!“ Und dazu dachte sie bei sich: „Aber es schickt sich, daß du mir jetzt endlich um den Hals fällst, du Stockfisch du!“

Er that nichts dergleichen. Er spielte eine höchst traurige Figur, guckte rechts und links und über die Brille, fuhr sich durch den Haarwust, den sie ihm heut zum erstenmal nicht gekämmt hatte und stammelte endlich: „Ja, wenn's denn sein

muß ... ich — ich danke Ihnen auch recht herzlich, Fräulein, für — für alles!“

Sie wurde blaß, sie wartete noch ein Weilchen, aber es kam nichts Vernünftiges mehr aus seinem stotternden Munde. Da machte sie kurz kehrt und warf ihm mit gehörigem Knall die Thür vor der Nase zu.

Nein, jetzt brauchte sie seine schwachen Nerven nicht mehr zu schonen. Mochte er umfallen vor Schreck, das war ihm nur recht, dem Pappstoffel! Jetzt aber ohne Gnade! — —

Barthold Karsten saß am folgenden Morgen ganz ungewöhnlich verdrießlich beim Kaffee. Die gute Schwumben hatte ihn schon außer Bett gefunden, und zwar ganz miserabel aussehend, denn er hatte eine jämmerliche Nacht gehabt — das konnte er nicht leugnen! Die alte Hausgenossin setzte ihm, schadenfroh grinsend, das Kännchen, die Tasse, Brötchen und alles Zubehör auf den Tisch — und er dankte nicht einmal, machte keinen der gewohnten Morgenscherze, nein er sprach kein Sterbenswörtchen mit ihr.

„Aha!“ dachte sie und trollte sich munter hinaus. —

Eine kleine Stunde später — der Doktor saß immer noch über dem Kaffee und hatte kaum ein Schlückchen davon getrunken — steckte die Alte schon wieder den langen Hals zur Thür hinein und sagte: „Herr Doktor, ziehn Se sich schnell den guten Rock an, 's is ene junge Dame draußen, die wünscht Sie ihre Aufwartung zu machen. Hier ist de Karte.“

Und blitzschnell war sie im Zimmer, warf die Karte auf den Tisch und zog sich ebenso geschwind wieder hinter die Thür zurück, als ob sie befürchtete, daß ein Stiefelknecht oder sonst ein ergrimmtes Wurfgeschoß ihr nachfliegen könnte.

Wie Barthels Mienen sich aufhellten, mit welcher Wonne im Blick griff er nach der Karte! O die Schelmin! Es konnte ja nur die eine junge Dame sein!

Und er las: Friederike Karsten, geb. Groot.

Mit offenem Munde, wie gelähmt, starrte er das Blättchen an. Und dann kam's über ihn wie eine Ohnmacht und er mußte sich im Sessel zurücklehnen und die Augen schließen.

Da raschelte etwas in der Thür — und zugleich hatte sich die Morgensonne auf den Zehenspitzen erhoben, um zum Fenster hineinzulugen, was denn da drin bei dem langweiligen Philosophen Besonderes los sei. Warm und blendend flutete das goldene Licht in das Schlafzimmer — und in der Thüre raschelte es wieder, so daß ein leichter, wonniger Frostschauer dem dickfelligen Diogenes über den Leib lief und er endlich aufschauen mußte.

Ja freilich, es war niemand anders. Aber wie fremd, wie unheimlich lieblich sah sie aus! Sie hatte ein schwarzseidenes Kleid an mit einer kleinen, schrecklich vornehmen Schleppe. Die weiten Ärmel waren so nichtsnutzig kurz und ließen zwei wundervolle, rosige Arme sehen; die Hände hingen leicht ineinandergelegt herab und hielten ein Sträußchen von etwas Grünem mit bescheidenen weißen Blüten. Und der Hals war ganz bloß, man sah's, wie er so weiß und glatt poliert aus den geraden Schultern herauswuchs. In einem respektvollen Abstand von diesem Hals, damit man ihn recht von allen Seiten bewundern könnte, war ein feines weißes Spitzentuch locker aufgesteckt und unter der Brust in einen losen Knoten geschürzt. Und aus dem liebenswürdigen spitzen Winkel, den das Tüchlein frei ließ, leuchtete es so marmorweiß, so apfelblütenzart und duftig — so tückisch süß! Und der runde, dunkle Kopf erst, das liebe, sanft erglühende Gesicht! So malt man keine Schönheiten, aber so schauen sie aus, die Schönheiten, welche ewig bleiben und ein ganzes Leben verklären können! Frisch zerdrückte Thränen schimmerten noch in den großen, treuen Vogelkirschenaugen, und auf der glatten Frisur ruhte gar — ein grünes Kränzlein mit bescheidenen

weißen Blüten von demselben keuschen Gewächse wie das Sträußchen in ihren Fingern!

„Guten Morgen, Herr Doktor!“ sagte Ike. „Sie sind ja noch gar nicht einmal gekämmt!“ Und sie rauschte zum Waschtisch, nahm den Kamm heraus und strählte den blonden Philosophenschopf. Wie das zog und zerrte!

„Au, au!“ schrie Diogenes. Aber das Fräulein lächelte boshaft und versetzte:

„Das schadet Ihnen gar nichts, Sie Ungeheuer, Sie semmelblondes! So und jetzt kriechen Sie gefälligst in Ihren schönsten Sonntagsrock und ziehen Sie sich ein Paar gut gewichste Stiefel an!“

„Gnade, Fräulein, Gnade!“ jammerte der Doktor. „Was haben Sie mit mir vor?“

„St! Nicht so laut. Ich will Sie ja bloß heiraten; das thut lange nicht so weh, wie Haarkämmen!“

„Ach, ich elender Mensch!“ wimmerte Barthel und klapperte buchstäblich mit den Zähnen; „das überleb' ich nicht!“

„Wollen Sie sich den Rock anziehen oder nicht!“

„Nee, nee, nee — das thu ich nicht!“

„Schön. Dann kommen Sie so herein — die Herren warten schon.“ Und sie nahm in jede Hand eine der Troddeln seiner Schlafrocksschnur, spannte sich vor und zog ihn mit sanfter Gewalt ins Nebenzimmer hinein.

Der Standesbeamte und sein Schreiber sprangen verblüfft von ihren Stühlen auf und die Witwe Schwumbe schlug entsetzt die Hände zusammen.

„Herr Dokter, Herr Dokter!“ jammerte sie. „Die Schande hätten Se mer doch nicht machen brauchen!“

Und die beiden Herren waren so starr vor Staunen, daß sie über den unsagbar lächerlichen Aufzug nicht einmal lächeln konnten.

„So, meine Herren, das ist der Bräutigam. Bitte, be-

halten Sie Platz.“ Und zugleich drückte Ike ihren Diogenes in den bereitstehenden Lehnsessel.

„Ach, du gerechter Strohsack!“ stöhnte jener auf. „Schwumben, beschützt mich, ich hab's immer gut mit Euch gemeint — sie wollen mich umbringen!“

Aber die Schwumben lachte nur. Ja, das war der alte, närrische Ton. Jetzt würde schon alles gut werden.

„Er ist noch etwas schwach, meine Herren,“ redete Ike die beiden Männer an. „Bitte, machen Sie die Sache nur rasch ab.“

„Ja, aber mein gnädiges Fräulein, wenn der Herr Doktor Karsten nicht will …“ stotterte der Beamte.

„Bitte, lesen Sie nur, ich stehe für alles.“

Während der Herr las, zuckte es über das bleiche Gesicht des Philosophen, als ob er Blutegel hinter den Ohren sitzen hatte. Und jetzt kam die große Frage: „Wollen Sie, Herr Karl Emil Nikolaus Berthold Karsten das hier anwesende Fräulein Sophie Margarete Friederike Groot u. s. w. …“

Da that Diogenes einen tiefen Seufzer, verbeugte sich ein wenig vor dem Standesbeamten und sagte: „Na, wenn's nicht anders ist, dann ins … in Gottes Namen — ja!“

Aus Ikes und der Witwe Schwumbe Augen stürzten gleichzeitig die allerseligsten Thränen von der Welt, und des Fräuleins Ja war kaum vernehmbar.

Nun war es also ausgestanden, die Namen waren unter die Urkunden gesetzt und Ike Karsten schüttelte dem Herrn Standesbeamten und sogar seinem Schreiber die Hände und sagte: „Darf ich den Herren nicht eine kleine Erfrischung anbieten? Ich glaube, wir haben noch etwas Quittenmus im Hause — das ist so gesund!“

Aber die Herren dankten lachend für Quittenmus und empfahlen sich sehr eilig. Ike begleitete sie höflich bis zur Treppe.

Als sie zurückkehrte, war Barthel verschwunden.

„Er hat sich in de Schlafstube retiriert,“ erklärte die Schwumben. Passen Se auf, jetzt zieht er sich den guten Rock an. — Na, junge Frau, an dem haben Se e schenes Sticke Arbeit zu thun! Ein zu närrischer Kerle! Aber gut is er Ihnen, zum Anbeißen — das kann ich Sie beschwören, oder ich müßt 'n gar nich kennen. Und eins kann ich Sie sagen — sei Gemite is so rein wie meine Wäsche, wenn ich se in de Rolle trage! Sehen Se, ich bin Sie doch nu schon über zehn Jahre bei'n, ganz allein in einem Hause — aber nicht angerihrt hat er mich.“

Die gute Witwe Schwumbe begriff nicht, warum die junge Frau so überaus lustig lachte. Ja, die wußte wohl nicht, wie schlecht sonst die jungen Männer sind!

Und dann machten sich beide Frauen daran, den Tisch zum Mittagessen zu decken, zu welchem Madamchen Pannemann, die hinter den Kulissen ihre Rolle in dieser seltsamen Liebeskomödie gespielt und die nötigen Schritte beim Standesamt gethan, sich feierlich angesagt hatte.

Als die Schwumben hinuntergegangen war, trat Ike vor den Spiegel. So sah sie also aus als junge Frau — und ihr Mann hatte immer noch nicht den Mund aufgethan, nichts, nichts, was einer Liebeserklärung ähnlich war, geäußert!

Sie klopfte an der Schlafstubenthür. „Barthel, ich bin allein!“

Keine Antwort. Sie drückte auf die Klinke; es war nicht verschlossen — und sie trat ein. Niemand da! Leise öffnete sie die nächste Thür, welche zum Bücherzimmer führte.

Da saß Diogenes, immer noch in Schlafrock und Filzpantoffeln, oben auf der Trittleiter zwischen zwei hohen Regalen, ganz in sich zusammengesunken, hielt drei Bände auf dem Schoß und laß eifrig in einem vierten. Er war ordentlich rot im Gesicht.

„Barthel! — Pardon — Herr Doktor, was thun Sie da?"

Ich?" Diogenes war sehr verwirrt und blickte kaum von dem Buche auf. „Ich schlage die Philosophen nach, was sie — hm! — was sie über die — Weiber sagen."

„Was sagen sie denn zum Beispiel?"

Barthel sah schüchtern zu seiner jungen Frau hinunter. Es stieg ihm heiß zu Kopfe — er glühte jetzt wie eine Päonia. Er kratzte sich hinterm Ohr, schob die Brille höher und las: „Der Mann strebt in allem eine direkte Herrschaft über die Dinge an, entweder durch Verstehen oder Bezwingen derselben. Aber das Weib ist immer und überall auf eine bloß indirekte Herrschaft verwiesen, nämlich mittels des Mannes, als welchen allein es direkt zu beherrschen hat. Darum liegt es in der Weiber Natur, alles nur als Mittel, den Mann zu gewinnen, anzusehen, und ihr Anteil an irgend etwas anderm ist immer nur ein simulierter, ein bloßer Umweg, d. h. läuft auf Koketterie und Äfferei hinaus."

„Nun ja," sagte Ike nach einer kleinen Pause, „der Weise hat ja ganz recht: was brauchte ich Sie denn hier zu pflegen und so weiter — alles nur Mittel, den Mann zu gewinnen — Koketterie und Äfferei — nicht wahr?"

„Ein niederträchtiger Esel ist der Kerl," jauchzte der Doktor auf, schleuderte seine vier Philosophen wütend zu Boden, sprang ihnen nach von der Leiter herab — und fiel seiner Frau um den Hals — endlich, endlich — stammelte und stotterte — dummes, unphilosophisches Zeug, aber es klang berauschend in Ikes Ohren.

Sie hielten sich fest umschlungen — — und dreitausend Bände voller Weisheit sahen zu und fühlten sich sehr unbehaglich!

Inhalt.

Rudolph Stratz

Die kleine Elten

Roman aus der Berliner Bühnenwelt

geh. M. 3.50; geb. M. 4.50

Unter den Linden!

Berliner Zeitroman

geh. M. 3.—; geb. M. 4. –

Belladonna

Novellen

geh. M. 1. —; geb. M. 2.—

Dienst!

Kasernenroman in drei Tagen

geh. M. 1.—; geb. M. 2.—

Drohnen

Schauspiel in vier Akten

geh. M. 1.—

Berliner Höllenfahrt

Bilder und Skizzen

geh. M. 3.—; geb. M. 4.—

Druck von Gottfr. Pätz in Naumburg a. S.